

Universität Bielefeld

Fakultät für Erziehungswissenschaft
AG 7 - Pädagogische Beratung
SS 2015

Masterarbeit

zum Thema:

Adoleszenz, symbolische Gewalt und weibliche Identität im Kontext von Beziehungsgewalt gegen Frauen

Impulse für eine geschlechterreflexive Beratung
unter Berücksichtigung der Bindungstheorie und des Habituskonzeptes

vorgelegt zur Erlangung des akademischen Grades „Master of Arts“

- 1. Gutachterin: Frau Dipl. Päd. M.A. Cornelia Neumann**
- 2. Gutachterin: Frau Prof. Dr. Katharina Gröning**

Johanna Magdalena Hennemeyer
7347615
Fehrbelliner Str. 10
33615 Bielefeld
lenahennemeyer@hotmail.com

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung	1
1. Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften	10
1.1 Beziehungsgewalt oder Gewalt gegen Frauen? - Eine Begriffsbestimmung.....	11
1.2 Formen von Gewalt gegen Frauen.....	14
1.2.1 Argumente für einen weiten Gewaltbegriff.....	15
1.2.2 Argumente für einen engen Gewaltbegriff.....	16
1.2.3 Synthese.....	17
1.2.4 Symbolische Gewalt und Frauen als Mittäterinnen.....	19
1.3 Beziehungsgewalt gegen Frauen aus empirischer Perspektive	25
1.3.1 Studie: Teen Dating Violence.....	25
1.3.2 Sekundäranalyse: Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen	27
1.3.3 Zwischenfazit.....	31
2. Bindung	33
2.1 Grundbegriffe der Bindungstheorie	33
2.1.1 Sichere Basis	35
2.1.2 Internale Arbeitsmodelle	35
2.1.2.1 Bindungsrepräsentationen.....	36
2.1.2.2 Bindungsstile	36
2.2 Kontinuität und Veränderung von Bindung	41
2.2.1 Bindungsstile im Erwachsenenalter	43
2.2.1.1 Bindungsrepräsentationen und Adult Attachment Interview.....	43
2.3 Zwischenfazit	46
3. Adoleszenz	48
3.1 Adoleszenz und Psychoanalyse.....	51
3.1.1 Grundbegriffe der Psychoanalyse	51
3.1.1.1 Instanzenmodell.....	52
3.1.1.2 Triebabwehr	52
3.1.1.3 Abwehrmechanismen	54
3.1.1.4 Phasenmodell der psychosexuellen Entwicklung	55
3.1.2 Genitale Phase	55
3.1.2.1 Objektverschiebung.....	56
3.1.3 Adoleszenz als zweite Chance?.....	57
3.1.4 Zwischenfazit.....	59

3.2 Adoleszenz und Kultur	61
3.2.1 Kulturelle Divergenzen.....	62
3.2.1.1 <i>Initiation in traditionellen und modernen Kulturen</i>	62
3.2.1.2 <i>Adoleszenzverläufe in westlichen Gegenwartsgesellschaften</i>	65
3.2.2 Zwischenfazit.....	69
4. Weibliche Adoleszenz.....	70
4.1 Lebensentwürfe unter widersprüchlichen Bedingungen.....	72
4.2 Entwicklungsprozesse zwischen Individuum und Gesellschaft	74
4.2.1 Identität.....	75
4.2.1.1 <i>Der Identitätsbegriff nach Erik H. Erikson</i>	76
4.2.1.2 <i>Adoleszenz als normative Krise</i>	77
4.2.1.3 <i>Zwischenfazit</i>	79
4.2.2 Weibliche Moral?.....	82
4.2.2.1 <i>Zwischenfazit</i>	85
4.2.3 Geschlecht, Körper und Habitus	86
4.2.3.1 <i>Zwischenfazit</i>	94
5. Fazit: Zum Einfluss symbolischer Gewalt auf weibliche Identitätsentwürfe.....	95
5.1 Rollenidentität.....	97
5.2 Körperbilder	99
5.3 Selbst und Andere.....	101
6. Ausblick.....	105
Literaturverzeichnis.....	108

0. Einleitung

Relevanz

Eine im März 2014 veröffentlichte Studie der Europäischen Union für Grundrechte¹ hat gezeigt, dass Frauen europaweit in hohem Maße von Gewalterfahrungen betroffen sind. Der Anteil der Frauen in Deutschland, die Gewalt erfahren haben, liegt mit insgesamt 35% sogar noch etwas höher als der EU-Mittelwert (33%). Vielfach finden die Übergriffe in Form von körperlicher, sexueller oder psychischer Gewalt in Partnerschaften statt. Die Studie zeigt überdies, dass 20% der Frauen im Alter von 18 bis 74 Jahre bereits mindestens einmal körperliche Gewalt durch einen Partner erfahren haben. Von sexueller Gewalt berichten 8% und 50% haben Formen von psychischer Gewalt erlebt. Ein hoher Anteil der befragten Frauen mit Gewalterfahrungen gab an, bereits vor Vollendung des 15. Lebensjahres eine oder mehrere der oben aufgeführten Gewaltformen durch einen erwachsenen Täter erlitten zu haben (44%).

Die Hochschule Fulda legte 2014 eine repräsentative Querschnittstudie vor, die erstmalig in Deutschland das Ausmaß von körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt zwischen Jugendlichen in ersten Verabredungen und in Teenager-Beziehungen untersucht (vgl. Blättner/Liepe/Schultes/Hehl/Brzank 2014). Befragt wurden 509 hessische Schüler_innen zwischen 14 und 18 Jahren um die Prävalenz von „Teen Dating Violence“ und die Art der erlittenen Gewalt zu ermitteln. Im Ergebnis kann zunächst gezeigt werden, dass Mädchen und Jungen in einem ähnlichen Ausmaß von Gewalt in ersten Dates und Beziehungen betroffen sind (Mädchen 66%, Jungen 60%). Differenziert nach Gewaltformen, gaben Mädchen jedoch mit 26% deutlich häufiger an sexualisierte Gewalt erlebt zu haben als Jungen (13%). Erfahrungen mit sozialer Kontrolle, Druck und Zwang (auch Druck zu sexuell unerwünschten Handlungen) gaben ebenfalls signifikant mehr Mädchen als Jungen an. Auch berichteten mehr Mädchen als Jungen, unter den Folgen von emotionaler, sexualisierter und körperlicher Gewalt zu leiden. Vor dem Hintergrund dieser Studie ist besonders auffällig, dass sich nur jeweils 1,3% der Mädchen Hilfe bei einer Beratungsstelle holen würden. Dies wirft Fragen nach der Erreichbarkeit der Zielgruppe junger Frauen und Mädchen und der Attraktivität bestehender

¹ Vgl. Url: <http://fra.europa.eu/de/publication/2014/gewalt-gegen-frauen-eine-eu-weite-erhebung-ergebnisse-auf-einen-blick> (Stand: 04.07.2015)

Beratungsangebote auf.

Die Ergebnisse beider Studien können zudem als erster Hinweis dafür gelesen werden, dass sich Gewalterfahrungen im familiären Bereich, sowie in ersten Liebesbeziehungen für viele Mädchen und junge Frauen regelmäßig auch in Deutschland bereits während der Adoleszenz zu einem annähernd kollektiven Schicksal bzw. zu einer Institution verdichten.

Die von Sandra Dlugosch (2010) vorgelegte qualitative Untersuchung zum „Miterleben häuslicher Gewalt in der Kindheit und seine Folgen für die Identitätsentwicklung“ wirkt vor diesem Hintergrund besonders alarmierend, denn sie zeigt anhand von Leitfaden-gestützten Interviews mit ehemals betroffenen Kindern und Jugendlichen, dass bereits die Zeugenschaft elterlicher Gewalt in der Familie erhebliche Auswirkungen auf die kindliche Persönlichkeit und den zukünftigen weiteren Lebensweg haben kann. Nach Dlugosch seien die Identitätskonstruktionen infolge der passiven Betroffenheit durch häusliche Gewalt besonders brüchig, verunsichert oder rigide (vgl. ebd. 272). Zudem weisen die Ergebnisse darauf hin, dass die adoleszenten Ablöseprozesse aus den entsprechend von Gewalt geprägten Familienstrukturen hochproblematisch sind: Parentifizierungen, Loyalitätskonflikte und ungeklärte Schuldfragen scheinen zentrale Thematiken zu sein, die auf einen Unterstützungs- und Beratungsbedarf auf Seiten der Jugendlichen verweisen. Dlugosch weist außerdem auf das Risiko einer möglichen intergenerationalen Transmission von Gewalt hin. In den Identitätskonstruktionen spiegeln sich immer wieder Muster von Dominanz und Unterwerfung, die aus einer fehlenden Balance zwischen Autonomie und Bindung resultieren. Es kommt in der Folge zu einer Herausbildung zweier gegensätzlicher Muster: Die Übernahme der Opferrolle oder die Rechtfertigung der Täterseite (vgl. ebd.). An diesem Punkt kristallisiert sich ein deutliches Geschlechtergefälle heraus: „Mädchen sehen Gewalt seitens ihres Freundes nicht selten als unvermeidlich oder sogar als Ausdruck von Liebe an, denn sie haben sehr früh gelernt, dass geliebt zu werden gleichzeitig immer bedeutet verletzt zu werden. Jungen identifizieren sich im Laufe ihres Erwachsenwerdens oft zunehmend mit dem Vater und übernehmen sein gewalttätiges Verhalten gegenüber der Mutter und später der eigenen Partnerin“ (Carlson zit. nach Dlugosch 2010: 79).

Die Gewaltbetroffenheit von männlichen Kindern und Jugendlichen (und auch erwachsenen Männern) in Familie und ersten Partnerschaften soll hier keinesfalls

relativiert werden. Die Ergebnisse vieler Studien zu Gewalt in Partnerschaften und zu häuslicher Gewalt zeugen jedoch für eine deutlich höhere Betroffenheit der Mädchen und Frauen durch männliche Täter² (vgl. www.bka.de). Dies geht auch aus der Resolution zur 49. Weltgesundheitsversammlung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) hervor, die „[...] mit großer Besorgnis den weltweiten dramatischen Anstieg der Inzidenz von vorsätzlichen Verletzungen, die Menschen aller Altersgruppen und beider Geschlechter [...], insbesondere aber Frauen [...]“ zur Kenntnis nimmt (vgl. www.who.int).

Gewalt im sozialen Nahraum Familie und ihre Auswirkungen auf die weibliche Identitätsentwicklung, sowie das damit verbundene Risiko einer intergenerationalen Übertragung gewalttätiger Beziehungsmuster ist somit ein gesellschaftlich aktuelles und sozialwissenschaftlich hochrelevantes Thema.

Praktischer und theoretischer Bezug zu Beratung

Der praktische Bezug zur pädagogischen Beratung ergibt sich aus der Notwendigkeit, Unterstützungsangebote zu entwickeln, die der Lebenssituation und den Bedürfnissen junger Frauen, die Gewalt erfahren haben, entsprechen. Dabei müssen gesellschaftliche, aber auch wissenschaftstheoretische Wandlungsprozesse berücksichtigt werden. Dieser Aufgabe hat sich in der Vergangenheit vor allem die feministische Frauenberatung gewidmet, die sich in ihrer Arbeit den folgenden Grundsätzen verpflichtet fühlt:

- Das Persönliche ist politisch
- Parteilichkeit für Frauen im gesellschaftlichen Kontext
- Selbstbestimmung der einzelnen Frau
- Ganzheitlicher Beratungsansatz (vgl. www.frauenberatungsstelle.de)

Angestoßen durch die zweite Frauenbewegung kam es innerhalb der vergangenen Jahrzehnte zu gravierenden Veränderungen im Verständnis von Geschlecht. Cornelia Neumann (2014) zeichnet diese Entwicklung in ihrem Aufsatz „Feministische Frauenberatung oder geschlechtersensible Beratung bei Gewalt im

2 Wobei anzunehmen ist, dass die Antworten in entsprechenden Studien u.U. durch soziale Erwünschtheit verzerrt sein können und es bezogen auf Gewalt gegen Jungen, männliche Jugendliche und Männer durch Frauen eine hohe Dunkelziffer und entsprechenden Forschungsbedarf gibt.

Geschlechterverhältnis?“ nach und fasst zusammen: „Vom historischen Entwicklungsprozess von der Zweigeschlechtlichkeit hin zur Geschlechter(de)konstruktion, von der Patriarchatskritik über die intersektionale Analyse von Unterdrückungskategorien hin zur noch ausstehenden Reformulierung einer kapitalismus-, patriarchats- und kolonialismuskritischen Gesellschaftstheorie bleibt das Organisations- und Beratungskonzept feministischer Frauenberatung nicht unberührt [...]“ (302).

Katharina Gröning (2014) zeigt auf, dass feministische Beratungskonzepte seit den 1990er Jahren in einem Umbruch begriffen sind (vgl. 67f). In einer kritischen Auseinandersetzung mit dem feministischen Beratungsmodell schreibt sie, dass eine Verpflichtung auf die Grundsätze Parteilichkeit, Betroffenheit, antipatriarchalische Grundhaltung und Sensibilisieren für die persönlichen Erfahrungen zu erheblichen Schwierigkeiten innerhalb der feministischen Beratungspraxis geführt habe (vgl. Gröning ebd. 65ff). Es konnten Abwehribündnisse und -mechanismen herausgearbeitet werden, die sich auf die beratungsrelevanten Aspekte der Kontraktierung, Beratungsbeziehung und institutionellen Rahmung von Beratung, sowie ihre verdeckten normativen Implikationen beziehen und diesbezüglich Fragen aufwerfen (vgl. ebd.).

Durch den Einbezug der Machtanalysen von Pierre Bourdieu und Michel Foucault ergeben sich nach Gröning (2014) darüber hinaus beratungsrelevante Erkenntnisinstrumente, die ein neues Licht auf die dem Geschlechterverhältnis inhärenten Herrschaftsmechanismen werfen. Dadurch kann die polarisierende Sicht auf Männer als Täter und Frauen als Opfer abgelöst werden. An ihre Stelle könnte ein Machtverständnis rücken, welches deutlicher den Verflechtungs- und Inkorporationscharakter von Herrschaftsbeziehungen darzustellen vermag (vgl. ebd.). In diesem Sinne muss die Kategorie Geschlecht auch dort wieder thematisiert werden, wo die konstruktivistische Wende zu ihrer Neutralisation geführt hat³: in vielen der gegenwärtig umgesetzten Konzepte anwaltlicher, pädagogischer, psychologischer und psychosozialer Beratung (vgl. ebd.: 9). Dies impliziert neben der Notwendigkeit einer fortlaufenden theoretischen Reflexion auch einen Reflexionsanlass auf Seiten der professionellen Berater_innen im Feld. Schlussendlich geht es darum, die Bedeutung von Geschlecht als sozialer Kategorie auch dort wieder thematisieren und diskutieren zu können, wo sie sich in den letzten

3 Und sich dadurch dennoch „normativ im Sinne tradierter Geschlechterrollen institutionalisiert hat“ (vgl. Gröning et al. 2014: 9). Es liegt nahe, dass diese Prozesse in der Beratungspraxis zum größten Teil unbewusst verlaufen.

Jahren durch dekonstruktivistische Denkmodelle (scheinbar) in Auflösung befand.

Fragestellung

Wenn bereits Mädchen und adoleszente Frauen in oben genannter Häufigkeit körperliche, sexuelle und/oder psychische Gewalterfahrungen in ihrem Lebensalltag, speziell auch in ihren Beziehungen zu Familienangehörigen und in ersten Partnerschaften erfahren, und wenn im Weiteren die Gruppe der bis 25-jährigen Frauen, diejenige ist, die bezogen auf Häufigkeit und Schweregrad am stärksten von Gewalt durch den eigenen Partner betroffen ist, so lassen sich zunächst folgende Fragestellungen formulieren:

- 1. Wie lässt sich erklären, warum gerade junge Frauen in und kurz nach der Adoleszenz besonders häufig betroffen sind?*
- 2. Gibt es eine Vulnerabilität, im Sinne von Verletzungsanfälligkeit, für das Erleben von Gewalt in Partnerschaften, und welche Gruppe von jungen Frauen zeigt diese insbesondere?*
- 3. Welche Rolle spielen die frühkindlichen Bindungserfahrungen der betroffenen Frauen?*
- 4. Welche gesellschaftlichen und kulturellen Einflüsse wirken sich vor und während der Adoleszenz negativ auf diese Verletzungsanfälligkeit aus?*
- 5. Welche Bedeutung haben Prozesse der weiblichen Identitäts- und Habitusbildung während der Adoleszenz im Hinblick auf spätere Gewalterfahrungen?*
- 6. Was kann die Klärung dieser Fragen für die Beratungspraxis bedeuten?*

Ziel der Arbeit

Das Erkenntnisinteresse liegt in dieser Arbeit bewusst weniger auf der Ebene der einzelnen Betroffenen, als auf der Verbindung und dem Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft. Es soll eruiert werden, welche Formen von geschlechterbasierter Gewalt in westlichen Gegenwartsgesellschaften vorzufinden sind, wie sie sich reproduzieren und welchen Einfluss sie auf die heranwachsende Generation junger Frauen haben.

Ich schließe mich einem kritisch-empathischen Wissenschaftsverständnis an, wie es u.a. Habermas (1969), Bourdieu (1980) und Honneth (1995) in kritischer Auseinandersetzung mit den modernen Wissenschaften fordern (vgl. Gröning 2014: 25ff). Dahinter steht eine wissenschaftstheoretische Haltung, die die Verbindung zwischen Erkenntnis und Lebenspraxis anstrebt und eine klare ethische Positionierung erfordert.

Vorgehen

In Kapitel 1 wird als erster Schritt ein Begriffsverständnis von Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften erarbeitet und anschließend eine Diskussion der verschiedenen Formen und Dimensionen von Gewalt erbracht. Es wird zunächst ein Arbeitsbegriff für Gewalt in Paarbeziehungen entworfen, der die Facetten der häuslichen Gewalt und der Beziehungsgewalt umfasst und zudem die geschlechterbasierte Seite von Gewalt berücksichtigt. Die daran anschließende Auseinandersetzung mit den Formen von Gewalt gegen Frauen findet mittels einer kritischen Gegenüberstellung eines weit gefassten und eng gefassten Gewaltverständnisses statt. Im nächsten Schritt wird das Konzept der symbolischen Gewalt als mögliche Synthese zwischen beiden Paradigmen und Analysegrundlage für die vorliegenden Hypothesen vorgestellt.

Im Anschluss an die Begriffsbestimmung wird die theoretische Perspektive auf Gewalt gegen Frauen durch einen empirischen Zugang ergänzt. Anhand von zwei ausgewählten Studien wird das Ausmaß der Betroffenheit durch körperliche, sexuelle und psychische Gewalt für jugendliche Mädchen und Frauen in Deutschland unter Berücksichtigung der Variablen Alter, Bildung, sozioökonomischer Status und eigene gewaltsame Kindheitserfahrungen dargestellt. Die aus dem Datenmaterial resultierenden Korrelationen können erste

Hinweise auf mögliche Kausalbeziehungen zwischen den Variablen geben.

In Kapitel 2 werden theoretische Bezüge zur Bindungstheorie hergestellt und der Zusammenhang zwischen kindlichen Bindungserfahrungen und einer späteren Verletzungsoffenheit für Gewalterfahrungen in Paarbeziehungen diskutiert.

Das transformative Potential der Adoleszenz wird in Kapitel 3 aus einer psychoanalytischen Perspektive diskutiert. Zudem werden in diesem Kapitel die kulturell abweichenden Unterschiede im gesellschaftlichen Umgang mit der adoleszenten Emanzipationsdynamik behandelt.

Anschließend werden in Kapitel 4 Spezifika der weiblichen Adoleszenz in der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft herausgearbeitet. Um eine umfassende Darstellung zu gewährleisten, werden Elemente aus soziologischen Diskursen mit den Schwerpunkten Adoleszenztheorie, Körpersoziologie und Habitus Theorie einbezogen. Erkenntnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung und entwicklungspsychologische Modelle und Konzepte, insbesondere der Identität und Moral, werden hier ebenfalls berücksichtigt.

Die aus der theoretischen Auseinandersetzung gewonnenen Erkenntnisse und Argumentationslinien werden in Kapitel 5 zusammengetragen und einer Analyse anhand der Frage nach dem Einfluss symbolischer Gewalt auf die Identitätswürfe weiblicher Heranwachsender unterzogen. Diese Analyse erfolgt entlang der drei Bereiche Rollenidentifikation, Körperbilder bzw. Selbst und Andere. Diese drei Bereiche können zumindest anhand der Theorie als zentrale Kristallisationspunkte herausgestellt werden. Hier verdichten sich die Einflüsse symbolischer Gewalt im weiblichen Erleben zu einer Verletzungsoffenheit. Deutlich wird auch der Zusammenhang zwischen Körper und Emotionen. Gefühle wie Scham oder Angst können so als verleblichte Konflikte zwischen Individuum und Gesellschaft gelesen werden.

Im Ausblick wird der Bezug zur geschlechterreflexiven Beratung hergestellt und auf die Notwendigkeit einer Theorie der Emotionen für die Beratungspraxis hingewiesen.

Arbeitshypothesen

Durch die Aufarbeitung der Konzepte zu symbolischer Gewalt, Identität, Bindung und Habitus, sowie der psychoanalytischen Perspektive auf Adoleszenz ergeben

sich folgende Arbeitshypothesen:

1. Aus den frühkindlichen Bindungserfahrungen eines Mädchens resultieren generelle Arbeitsmodelle von Beziehungen, die einen Einfluss auf die Qualität späterer Paarbeziehungen haben.

2. Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Grad der Verletzungsoffenheit für Gewalterfahrungen in Partnerschaften von jungen Frauen und den spezifischen frühkindlichen Bindungserfahrungen, wobei ein sicherer Bindungsstil als ein bedeutsamer Schutzfaktor vor Gewalterfahrungen in späteren Paarbeziehungen gelten kann und ein desorganisierter Bindungsstil das Risiko in späteren Paarbeziehungen Gewalt zu erfahren, erhöht.

3. Die Adoleszenz kann in der Lebensgeschichte eines Menschen als zweite Chance verstanden werden, Verletzungen aus der frühen Kindheit zu verarbeiten und ihren Einfluss zu relativieren, indem es zu einer Reinszenierung der kindlichen Erfahrungen in der Gegenwart kommt. Unbewusste Belastungen aus der Kindheit können während der Adoleszenz einer Bearbeitung wieder zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch für den Einfluss defizienter frühkindlicher Bindungserfahrungen.

4. In westlichen Gegenwartsgesellschaften sozialisieren sich junge Frauen in Auseinandersetzung mit einem konsumorientiert-kapitalistischen, androzentrismen und hetero-normativen kulturellen Klima. Adoleszenztypische Prozesse der Identitätsentwicklung geschehen unter dem Einfluss gesellschaftlicher Mechanismen symbolischer Gewalt. Diese Erfahrungen werden über den Habitus inkorporiert.

5. Charakteristisch für westliche Gegenwartsgesellschaften ist ein widersprüchlicher Umgang mit Adoleszenz. Wenn die Prozesse der Identitätsentwicklung und der Modifikation von Bindungserfahrungen in der

weiblichen Adoleszenz unter dem Einfluss gesellschaftlicher Widersprüche scheitern, führt dies zu einer persistierenden Verletzungsoffenheit bezogen auf Gewalterfahrungen in Partnerschaften und einem Verlust an kreativem und emanzipatorischem Potential, welcher auf individueller und gesellschaftlicher Ebene Regression bzw. Stagnation zur Folge hat.

Lesehinweise

Die vorliegende Arbeit ist gendersensibel formuliert. Daraus folgt, dass wo immer möglich die Verwendung des Gender Gap bzw. eine genderneutrale Formulierung den Vorzug gegenüber geschlechtsspezifischen Einzelformen erhält. Diejenigen Stellen im Text, an denen ausdrücklich eine der beiden Genusgruppen gemeint ist, sind entsprechend eindeutig formuliert, da ansonsten der Sinn verzerrt würde.

1. Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften

Um sich dem Phänomen von Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften begrifflich und theoretisch zu nähern, werden im Folgenden zunächst Arbeitsbegriffe von Gewalt, speziell Beziehungsgewalt, entworfen, welche die Kategorie Geschlecht explizit miteinbeziehen. Es wird diskutiert, wann ein enger und wann ein weiter Gewaltbegriff sinnvoll ist. Anschließend wird mit Bezug auf Pierre Bourdieu (2005) dargestellt, inwiefern sich Gewalt im Geschlechterverhältnis aus den sozialen Strukturen, genauer: aus der symbolischen Ordnung der Gesellschaft, die sich nach wie vor aus der Orientierung an einer Geschlechterdichotomie ergibt, reproduziert. Durch die vorherrschende Einteilung der Geschlechter in gegensätzliche Konzepte von Mann/Männlichkeit und Frau/Weiblichkeit, denen komplementäre Eigenschaften zugeschrieben werden, kann sich die männliche Vorrangstellung auf einer tieferen Ebene als dem individuellen und kollektiven Bewusstsein fortsetzen. Wie selbstverständlich tragen beide Geschlechter über die in den Habitus und bis in die Körper eingeschriebenen antagonistischen Prinzipien von Männlichkeit und Weiblichkeit dazu bei, die gesellschaftliche Ordnung als quasi naturgegeben und damit biologisch bedingt, aufrechtzuerhalten.

Gewalt im Geschlechterverhältnis erhält auf dieser Folie eine herrschaftsstabilisierende Bedeutung. Sie zeigt sich in Westeuropa in vielen Fällen gerade dort, wo sich die bestehenden Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern wandeln und konkret ausgehandelt werden müssen, sei es im beruflichen Feld, wenn ältere Männer plötzlich mit jungen Frauen um die Platzierung in der Hierarchie eines Unternehmens konkurrieren müssen, oder in Paarbeziehungen, wenn die Frau möglicherweise ein höheres Einkommen erzielt als der Mann, und dieser dadurch seine (identitäts- und selbstwertstabilisierende) Funktion als Familienernährer in Frage gestellt sieht.

Im nächsten Schritt wird ein empirischer Zugang gewählt, der auf Grundlage von drei repräsentativen Studien einen statistischen Einblick ermöglicht, um die begrifflich-theoretische Perspektive auf das Phänomen Beziehungsgewalt mittels konkreter Daten zu Häufigkeit und Ausmaß der Betroffenheit von Frauen und adoleszenten Mädchen in Deutschland nachzuvollziehen.

1.1 Beziehungsgewalt oder Gewalt gegen Frauen? - Eine Begriffsbestimmung

Beziehungsgewalt, Partnerschaftsgewalt und häusliche Gewalt sind jeweils Begriffe für Gewaltphänomene im sozialen Nahraum und werden in der wissenschaftlichen Literatur und in außeruniversitären Kontexten und Diskursen häufig synonym verwendet, obwohl sie sich in Bedeutung, Konnotation und Reichweite zum Teil erheblich voneinander unterscheiden.

Von häuslicher Gewalt können Männer, Frauen und Kinder betroffen sein. Häusliche Gewalt findet in Familienbeziehungen und Partnerschaften statt. Der Begriff legt weder die Geschlechtszugehörigkeit der Täter_innen fest; es bleibt offen, von welcher Seite aus die Gewalt verübt wird, noch verweist er auf gesellschaftliche Zusammenhänge, die die Gewaltanwendung möglicherweise mit konstituieren. Dennoch hat er sich laut Kavemann et al. (2001: 24f) in der übergreifenden Fachdiskussion zunehmend etabliert und hat sich gegenwärtig auch im allgemeinen Sprachgebrauch der breiteren Öffentlichkeit gegenüber eher feministisch-geprägten Termini durchgesetzt (vgl. Stövesand 2007: 31). Partnerschaftsgewalt kann als eine Form von häuslicher Gewalt angesehen werden, die in erster Linie die erwachsenen Beziehungspartner_innen meint, durch die weitere Familienmitglieder jedoch indirekt mitbetroffen sind.

Beziehungsgewalt zielt darüber hinaus nicht nur auf familiäre Konstellationen wie Gewalt in Partnerschaften, in Eltern-Kind-Beziehungen, in Geschwisterbeziehungen, in Ex-Partnerschaften oder auch in Pflegebeziehungen zu Familienangehörigen, er kann prinzipiell auf alle familial, positional oder persönlich motivierten Beziehungen⁴ zwischen Menschen angewandt werden und schließt dadurch u.a. auch die beruflichen Beziehungen zwischen Menschen mit ein.

Alle drei Begriffe entbehren in ihrer Bedeutung jedoch einer Ebene, die auf die geschlechterbasierende⁵ und strukturelle Dimension von Gewalt aufmerksam macht und deren Berücksichtigung für den thematischen Fokus dieser Arbeit daher unerlässlich ist. Sie implizieren einen vermeintlich privaten Charakter von Gewalt, statt die Täterschaft explizit zu benennen (Stövesand 2007: 32) und tragen somit nach Hering (2003) dazu bei, „die Frage der Subjekte und Objekte zu vernebeln“

4 Siehe Definition *Beziehungsgewalt* des Hamburger Gewaltschutzzentrums:
Url: <http://www.hamburgergewaltschutzzentrum.de/verantwortungstraining/hintergruende.aspx>
(09.03.2015)

5 Die Begriffe *Geschlecht* und *geschlechterbasierend* sind hier und im Folgenden nicht essentialistisch zu verstehen.

(Hering zit. nach Stövesand 2007: 32).

Daher soll hier zunächst ein Gewaltverständnis erarbeitet werden, welches explizit Frauen als Betroffene von männlicher Gewalt im sozialen Nahraum Partnerschaft fokussiert⁶. Dieses umfasst sowohl den Kontext „Beziehung“ - als Mikrokosmos innerhalb dessen Gewalt im Rahmen individueller Partnerschaftskonstellationen verübt wird. Zudem muss aber auch die strukturelle Dimension beachtet werden, die den Kontext und die Mechanismen meint, aus dem und mittels derer offensichtliche, sowie auch subtile Gewaltformen gegen Frauen auch in westlichen Gegenwartsgesellschaften noch immer hervorgehen und reproduziert werden. Diese zweite Dimension bildet gewissermaßen den Makrokosmos von Gewalt, und innerhalb dieser berührt Beziehungsgewalt immer auch den Geschlechteraspekt.

Durch die Ausdrücke „Gewalt gegen Frauen“ oder „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ wird dies deutlicher ausgedrückt. Sie wurden überwiegend durch die feministische Gewaltdebatte der 1980er und 1990er Jahre geprägt. Nach Carol Hagemann-White (1997) steht der Begriff *Gewalt gegen Frauen* vor allem für die These, dass „Misshandlung und Vergewaltigung nicht durch die Persönlichkeit und das Verhalten der einzelnen Beteiligten hervorgerufen werden, sondern in der Gesellschaft verankert ist“ (19). Es bestehe ein direkter Zusammenhang zwischen der Gewalthandlung und dem Frau-Sein des Opfers, was indirekt alle Frauen zu Betroffenen von männlicher Gewalt mache (vgl. ebd.). Hagemann-White bezeichnet Gewalt gegen Frauen nicht als Norm*verletzung* sondern als Norm*verlängerung* und stellt damit klar, dass Gewalt gegen Frauen keine Ausnahmeerscheinung ist (vgl. 2010: 479). Sie kann weit gefasst, als eine Frucht der noch immer bestehenden, selbstverständlichen und zu Struktur gewordenen männlichen Dominanz (vgl. Heiliger zit. nach Stövesand 2007: 33) verstanden werden, die auf dem Boden einer Gesellschaft gedeiht, die dieses Phänomen trotz zweiter Frauenbewegung und im Zuge dessen seit nunmehr über drei Jahrzehnten etlichen politischen und sozialen Aktionen, Projekten und Kampagnen höchstens ansatzweise zu mildern versteht.

Auf den Zusammenhang von Gewalt und Geschlechtlichkeit sowohl des Opfers wie auch des Täters weist Hagemann-White noch einmal genauer hin, wenn sie „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ als „jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers, wie des

6 Diese Eingrenzung ist dem thematischen Zuschnitt der vorliegenden Arbeit geschuldet. Die Tatsache, dass auch Männer von Frauengewalt und Kinder von Gewalt seitens der Eltern (Frauen und Männer) betroffen sind, wird dadurch nicht in Abrede gestellt.

Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird“ definiert (Hagemann-White zit. nach Stövesand 2007: 39).

Sabine Stövesand⁷ führt diese Verständnis von Gewalt im Geschlechterverhältnis in Anlehnung an Becker-Schmidt noch weiter aus, indem sie auf den Umstand hinweist, dass

„Frauen und Männer, wenn auch auf unterschiedlicher Weise, in die Problematik verwoben sind. Der Terminus reflektiert damit die Weiterentwicklungen in der Feministischen Gewaltdebatte. Mit „Geschlechterverhältnis“ wird [...] ein soziales Verhältnis bezeichnet, dass Bevölkerungsgruppen in gesellschaftliche Abhängigkeiten voneinander setzt und zwei aufeinander einwirkende Ebenen von Austauschbeziehungen umfasst: zum einen die häusliche, welche von der öffentlich-rechtlichen Stellung von Frauen und Männern mitbestimmt wird, zum anderen die außerhäusliche, mit ihrer Prägung durch die geschlechterdifferenzierende familiäre Arbeitsteilung und deren hierarchische Strukturkategorie. Geschlecht ist in dieser Perspektive eine Strukturkategorie.“ (Stövesand 2007: 32)

Dabei versteht sie Geschlecht nicht nur sozialpsychologisch, als Strukturkategorie für das individuelle und kollektive Bewusstsein, sondern auch als gesellschaftliches Strukturierungsprinzip, welches sich in einer symbolischen Ordnung widerspiegelt, die beispielsweise dann offensichtlich wird, wenn die Bereiche Arbeitsmarkt, Rechtssystem, Systeme sozialer Sicherung und Familie im Zusammenhang mit Geschlecht eine deutliche soziale Schichtung aufzeigen (vgl. ebd.).

Knapp (1996) versteht unter dem Begriff Geschlechterverhältnis außerdem ein soziales Verhältnis zwischen den Genus-Gruppen. Es handele sich um einen „Funktions-, Positions- und Verhältnisbegriff, der andere Kategorien sozialer Strukturierung wie Klasse/Schicht und Ethnizität durchquert und diese dabei auf spezifische Weise profiliert, wie er selbst durch sie markiert ist“ (Knapp 1996: 130). Davon seien auf der Ebene alltäglicher Interaktion Geschlechterbeziehungen zwischen einzelnen empirisch vorzufindenden Männern und Frauen zu unterscheiden (vgl. ebd.). Beziehungsgewalt zwischen Männern und Frauen findet also immer im Kontext von Geschlechterverhältnissen und Geschlechterordnungen statt, die ihrerseits „wiederum Teil eines historisch-spezifischen Geschlechterverhältnisses [sind]“ (Stövesand 2007: 32). Wenn also im Rahmen

⁷ Stövesand ist u.a. auch Initiatorin und wissenschaftliche Begleitung des Projektes „StoP! - Stadtteile ohne Partnergewalt“ in Steilshoop/Hamburg. (Vgl. Url: <http://stop-partnergewalt.org/wordpress/stop-konkret/steilshoop/>) (06.07.2015)

dieser Arbeit von häuslicher Gewalt Partnerschaftsgewalt oder Beziehungsgewalt die Rede ist, so soll zum einen stets die geschlechterbasierte Seite von Gewalt, und zum anderen ebenso die strukturelle Seite von Gewalt, die beide auch immer den Bereich von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Herrschaft berühren, mitgedacht werden.

1.2 Formen von Gewalt gegen Frauen

Die Frage nach den Formen von Gewalt und auch danach, welche Handlungen als Gewaltanwendung gegen Frauen in Partnerschaften gelten können und sollten, werden in der wissenschaftlichen Literatur, vor allem in der Gewaltsoziologie und der Frauen- und Geschlechterforschung, kontrovers diskutiert.

Eine eindeutige Definition ist nicht möglich, da der Gewaltbegriff immer auch einen gesellschaftlichen Konsens widerspiegelt, der sich im Laufe der Zeit verändern kann. Als sozio-kulturelles Konstrukt ist die Bedeutung des Gewaltbegriffes von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich. Dennoch ist eine Begriffsbestimmung notwendig, denn durch sie wird auch im rechtlichen Sinne festgelegt, wer Opfer und wer Täter ist. Ohne diese würden im Extremfall die Grenzen zwischen physischer, psychischer und struktureller Gewalt verwischen und insbesondere auf der juristischen Ebene zu negativen Konsequenzen im Sinne einer Beschränkung der Handhabe gegen die Täter_innen führen. Im Gegensatz zu einer auf körperliche Attacken oder Zwangseinwirkungen auf den Körper beschränkten Gewaltdefinition, ist eine solche, die auch immaterielle Formen von Gewalt berücksichtigt, eindeutig besser geeignet, auch die psychischen Varianten von Gewalt, welche sich in verschiedenen Facetten von Machtmissbrauch (u.a. kontrollierendes Verhalten, ausgeprägte Dominanz, Drohungen, Zwang, Freiheitseinschränkung, Stalking) zeigen können und gerade im Bereich der Beziehungsgewalt eine hohe Prävalenz aufweisen, abzubilden. Psychische Gewaltformen gehen außerdem häufig mit körperlicher und/oder sexueller Gewalt einher, bzw. können sie in manchen Fällen als Vorboten gelten. Es erscheint daher plausibel, Gewalt gegen Frauen als mehrdimensionales Phänomen zu denken.

Dafür soll zunächst der eher weit gefasste Gewaltbegriff nach Johan Galtung (1975) und das durch die neue Gewaltsoziologie um Trutz von Trotha deutlich enger gefasste Verständnis von Gewalt umrissen werden, um dann noch einmal auf die Schwierigkeit hinzuweisen, Gewaltphänomene, wie sie in Paarbeziehungen

vorkommen, auch im Hinblick auf die praktischen Konsequenzen für die Betroffenen begrifflich zu fassen. Es soll hier aber nicht in erster Linie um eine abschließende Bewertung oder Festlegung zugunsten des einen oder anderen Paradigmas gehen, sondern darum, aufzuzeigen, dass beide Diskurse ihre Berechtigung, beide Gewaltbegriffe ihre Stärken und Schwächen haben und eine Diskussion um Gewalt im Geschlechterverhältnis bzw. Gewalt in nahen persönlichen Beziehungen, nicht ohne Bezugnahme auf beide Paradigmen auskommen kann.

1.2.1 Argumente für einen weiten Gewaltbegriff

Johann Galtung (1975) prägte als Friedens- und Konfliktforscher in den 1970er Jahren einen mehrdimensionalen, weit gefassten Gewaltbegriff und formulierte als erster den Terminus der strukturellen Gewalt, die er auch als aktuerlose, indirekte Gewalt bezeichnete. Galtung sagt, Gewalt sei in die Sozialstruktur eingelagert und äußere sich in ungleichen Machtverhältnissen und folglich in ungleichen Lebenschancen. Sie sei „geräuschlos“ und im Unterschied zu personaler Gewalt nicht unmittelbar festzustellen (vgl. Galtung zit. nach Stövesand 2007: 35).

Zusammengefasst sind nach Galtung gesellschaftliche Verhältnisse immer dann gewaltförmig, wenn sie die somatische und geistige Verwirklichung eines Individuums im Verhältnis zum potentiell Möglichen einschränken (vgl. ebd.: 9). Diese Definition von Gewalt schließt also strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung z.B. aufgrund von Strukturmerkmalen wie Rasse, Klasse oder Geschlecht unbedingt mit ein. Es muss jedoch der Vollständigkeit halber betont werden, dass Galtungs Gewaltbegriff nicht auf die Ebene der strukturellen Gewalt beschränkt ist, sondern ebenso die Dimensionen intendierte/nicht-intendierte, latente/manifeste, psychische/physische Gewalt umfasst sowie der oben genannten akteurlosen, strukturellen Gewalt die personale bzw. direkte Gewalt entgegen stellt.

Galtung ging es vor allem um die Konzeptualisierung eines Gewaltbegriffes, der es ermöglichen sollte, nach den Bedingungen und Ursachen von Gewalt zu fragen und bestehende gesellschaftliche Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse zu analysieren und ist demnach ätiologisch zu verstehen. Nach Stövesand (2007: 35f.) konnte Galtung damit der Theorieentwicklung zur Gewalt im Geschlechterverhältnis wichtige Impulse und Anschlüsse liefern. Galtungs spätere Erweiterung des Gewaltbegriffes um eine kulturelle Komponente von Gewalt weist zudem einige Ähnlichkeiten zum Konzept der symbolischen Gewalt von Pierre Bourdieu (2005)

auf, welches später noch ausführlicher vorgestellt wird.

Während dieser weit gefasste Gewaltbegriff vor allem für die Analyse der Bedingungen und Ursachen von Gewalt bedeutsam ist, wird er von verschiedenen, auch feministischen, Autor_innen heftig kritisiert. Nach Hagemann-White sei er totalisierend und könne zur Nivellierung der Unterschiede im Ausmaß der Verletzungen führen, so dass die Betroffenen als Subjekte verschwänden (vgl. Hagemann-White 1997: 27). Nach Baumann (1991) kann ein erweitertes Gewaltverständnis sogar dazu beitragen, die Hemmschwelle für den/die Täter zu senken: „Eine Ausweitung des Gewaltbegriffs ist jedoch problematisch [...], wenn damit das Tabu Gewalt unterhöhlt wird: Wenn viele, auch weniger schwerwiegende Handlungen als Gewalt bezeichnet werden, dann ist es auch nicht mehr so schlimm, dieses Tabu zu verletzen“ (Baumann 1991: 225).

In feministischen Handlungstheorien wird die Definition davon, welche Handlungen im Einzelfall Gewalt bedeuten, aufgrund der Tatsache, dass das Verständnis von Gewalt sozial konstruiert und abhängig von kulturellen Normen, sozialisatorischer und biografischer Erfahrungen ist, daher den Betroffenen selbst zugesprochen. Dies soll den betroffenen Frauen und Mädchen - im Sinne von Selbstermächtigung – Möglichkeiten zur Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit zurückgeben, welche durch die meist von Entmündigung und Verleugnung geprägten missbräuchlichen Beziehungen oftmals verschüttet waren (vgl. Stövesand 2007: 40). Fehlt es an dieser Stelle jedoch gänzlich an einer 'objektiven', wissenschaftlich-diagnostischen Gewaltdefinition, resultieren aus dem auf das subjektive Erleben der Betroffenen beschränkten Gewaltverständnis erhebliche Schwierigkeiten für den juristischen Umgang mit Gewalttaten und deren rechtlichen Konsequenzen (Beweissicherung für Gerichtsverfahren, Sorgerechtsfragen etc.). Daher kann aus feministischer Sicht ein eng gefasster Gewaltbegriff zumindest pragmatisch sein.

Aus ähnlichen Gründen plädiert auch die Gewaltsoziologie seit etwa Mitte der 1980er Jahre für einen restriktiveren Gewaltbegriff, der im Gegensatz zur strukturellen Dimension vielmehr die körperliche Seite von Gewalt ins Zentrum des Erkenntnisinteresses stellt.

1.2.2 Argumente für einen engen Gewaltbegriff

Der Soziologe und Gewaltforscher Trutz von Trotha gilt als ein Vertreter eines enger gefassten Gewaltbegriffes, der Gewalt immer als „intendierte körperliche Verletzung“

betrachtet, und einen handelnden Täter sowie ein erleidendes Opfer voraussetzt (Trotha 1997: 20ff.). Er rekurriert dabei auf die menschlichen Eigenschaften, die Heinrich Popitz (1986) unter anderem als anthropologische Konstanten herausgearbeitet hat: Körperlichkeit, Verletzungsoffenheit, Verletzungsmächtigkeit, und (relative) Instinktgebundenheit verbunden mit unbegrenzter Vorstellungskraft. Gewalt sei nach Popitz und von Trotha als Phänomen zu verstehen, welches durch Anlasslosigkeit, Situationsoffenheit, Entgrenzung und als für den Menschen ständig verfügbare Handlungsmöglichkeit zu charakterisieren ist, weshalb ein generalisierendes Verständnis der Ursachen von Gewalt oder auch Gewaltprävention kaum denkbar seien (vgl. Trotha 2002: 28). Nach Popitz (1986) ist Gewalt eine Determinante eines jeden Prozesses der Vergesellschaftung von Menschen (vgl. 83). Zu ihrem anthropologischen Charakter kommt Gewalt demnach durch den Zusammenhang von Verletzungsoffenheit versus Verletzungsmächtigkeit des Menschen, welche aus seiner Körperlichkeit herrühren und der sozialen Notwendigkeit von Gewalt im Hinblick auf die Konstitution von gesellschaftlicher Ordnung (vgl. van Riehl 2005: 18f). Von Trotha vertritt dann folgerichtig die Ansicht, dass sich eine Analyse von Gewalt an Fragen des „Wie“ und „Was“ orientieren sollte, statt am „Warum“, also an den Formen und Praktiken und nicht an den Ursachen (vgl. Stövesand 2007: 36).

Der wichtigste Unterschied beider Ansätze liegt in den verschiedenen Grundannahmen zur Genese von Gewalt: Die Vertreter eines weit gefassten Gewaltbegriffes, der die strukturelle, kulturelle oder symbolische Ebene von Gewalt betont, interpretieren Gewalt als mehr oder weniger gesellschaftliches Phänomen, welches potentiell vermeidbar sei und überspitzt formuliert als zivilisatorische Ausnahmeerscheinung gelten kann, nicht jedoch als anthropologische Konstante, wie es die neueren Gewaltsoziologen annehmen. Diese verstehen Gewalt als notwendig physischen Akt zum Zweck der Machtausübung, dessen sich der Mensch, instinktgeleitet und der Körperlichkeit unterworfen, praktisch zwangsläufig bediene, um Angst zu mindern oder Herrschaftsverhältnisse zu realisieren (vgl. van Riehl 2005: 18,20).

1.2.3 Synthese

Im folgenden Abschnitt möchte ich die Problematik der eindeutigen Festlegung auf einen der beiden oben erläuterten Gewaltbegriffe mit einem Fokus auf den Geschlechteraspekt kurz zusammenfassen. Anschließend stelle ich das Konzept

der symbolischen Gewalt nach Pierre Bourdieu (2005) vor, welches die sichtbaren und unsichtbaren Dimensionen von Gewalt in sich vereint und daher als Erkenntnisgrundlage für die vorliegenden Arbeitshypothesen herangezogen wird.

Je nachdem, welche Ziele vordergründig sind, wird die Entscheidung für einen eng oder weit gefassten Gewaltbegriff leichter zu fällen sein. So arbeiten Rechtsanwält_innen, Mediziner_innen oder auch Opferschutzverbände aus pragmatischen Gründen eher mit einem engeren Verständnis von Gewalt, um Hilfestellungen und Informationen zur Verfügung zu stellen, die sich an den konkreten Gewalterfahrungen der Betroffenen orientieren.⁸ Selbsthilfegruppen oder auch Frauenberatungsstellen, denen es u.a. ein Anliegen ist, die Gefühle von Schuld und Scham betroffener Frauen zu mildern und aufzuzeigen, welche gesellschaftlichen Strukturen an ihren Erfahrungen mit beteiligt sind, werden sich an einem weiter gefassten Gewaltverständnis orientieren, selbstverständlich ohne die direkten physischen Gewalthandlungen aus dem Blickfeld zu verlieren. Für empirische Studien wiederum können mittels eines restriktiveren Verständnisses Gewaltphänomene besser operationalisiert werden. Qualitative, sozialwissenschaftliche Forschung, die sich methodisch u.a. narrativer biographischer Interviews, Gruppendiskussionen oder teilnehmenden Beobachtungen bedient, interessiert sich meist für ein größeres Spektrum an Bedeutungsgehalten und Sinnzusammenhängen, so dass es hier möglich ist, zusätzlich zum einzelnen Schicksal auch überindividuelle Strukturen abzubilden, die die Gewalterfahrungen von Frauen in einen gesellschaftlichen Kontext stellen; ein weiteres Beispiel für die Nützlichkeit eines Gewaltbegriffes, der sich nicht allein auf den körperliche Akte beschränkt.

Nach Soine, Faulseit, Müller und Ohms (2001) sollte ein geschlechterdifferenzierender Gewaltbegriff, der tragfähig ist, unterschiedliche Facetten von Gewalt und ihre jeweiligen Interdependenzen, also auch Zusammenhänge zwischen individuellen Erfahrungen und gesellschaftlichen Strukturen, berücksichtigen, um neben direkten körperlichen Erscheinungsformen von Gewalt und ihren Folgen auch Diskriminierungserfahrungen abbilden zu können (vgl. Soine/Faulseit/Müller/Ohms 2001: 27). Wichtig sei im Kontext von Beziehungsgewalt nach Stövesand jedoch, dass auch unter Bezugnahme auf einen weiter gefassten Gewaltbegriff, die persönliche Verantwortung des Täters benennbar bleibt und „nicht mit Hinweis auf strukturelle Faktoren verwischt [wird]“

8 Vgl. <https://www.frauen-gegen-gewalt.de/hilfe-beratung.html> (10.03.2015)

(Stövesand 2007: 38).

Aus einer Perspektive, die Gewalt im Geschlechterverhältnis betrachtet, erscheint es nun sinnvoll, beide Dimensionen von Gewalt zu berücksichtigen. Mit der Einschränkung, dass an dieser Stelle weder die Frage nach der anthropologischen Konstitution des Menschen im Sinne von Popitz in Gänze diskutiert werden kann, noch die Kritik, Gewalt und Gewalthandlungen würden im Falle einer Konzentration auf die immateriellen Seiten von Gewalt entpersonalisiert und dadurch dem Täter die Verantwortung für sein Handeln abgesprochen, vollständig abgewiesen wird.

Im Sinne von Max Horkheimer und Theodor W. Adornos „Dialektik der Aufklärung“ (1969) kann Gewalt zudem als ein die Menschheitsgeschichte konstitutiv durchziehendes Moment betrachtet werden, welches ohne Bezug zu Macht und Herrschaftsverhältnissen nicht gedacht werden könne (vgl. van Riehl 2005: 35ff.). Gewalt ist im Sinne der Kritischen Theorie weder eine anthropologische Konstante, noch eine zivilisatorische Ausnahmeerscheinung. Sie sei allerdings dennoch zivilisatorisch (bzw. gesellschaftlich) bedingt und zeige sich auch konstant, wobei sie – ähnlich wie bei Popitz – den Zweck habe, Herrschaftsverhältnisse zu realisieren bzw. zu stabilisieren und Angst abzuwehren. Dies geschehe jedoch nicht nur über direkte körperliche Gewalt, sondern ebenso und gerade auch in struktureller, kultureller und symbolischer Hinsicht, womit zumindest vorsichtig eine mögliche Synthese der beiden oben genannten Diskurse angedeutet werden kann (vgl. ebd.).

Im nächsten Schritt soll die Perspektive auf Gewalt im Geschlechterverhältnis nun um eine solche Ebene erweitert werden, die zunächst unsichtbar bleibt, deren Folgen jedoch trotzdem gravierend sind. Strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung entlang der Kategorien Klasse, Ethnie und Geschlecht können mit Pierre Bourdieu als Akte symbolischer Gewalt verstanden werden, die für das Wesen spätkapitalistischer Gegenwartsgesellschaften weiterhin konstitutiv sind. Folgt man Bourdieu (2005), so zeigt sich, dass sich das Phänomen der Partnerschaftsgewalt gegen Frauen also vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Machtverhältnisse gestaltet und reproduziert.

1.2.4 Symbolische Gewalt und Frauen als Mittäterinnen

Vor dem Hintergrund des zuvor erläuterten weiten Gewaltverständnisses nach Johann Galtung, kann Gewalt, die „in die soziale Struktur eingebaut“ ist (Galtung 1975: 9), auch als kulturelle Gewalt verstanden werden. Kulturelle Gewalt wird in

Verlängerung seines Konzeptes der strukturellen Gewalt definiert, „als jene Aspekte von Kultur, die zur Rechtfertigung oder Legitimierung direkter, illegitimer institutioneller oder struktureller Gewalt benutzt werden können“ (Bohnacker/Imbusch 2010: 89). Über die kulturelle Praxis (Sprache, Religion, Wissenschaft, Ideologie) werden gewaltförmige Handlungen legitimiert und als moralisch akzeptabel deklariert (vgl. Galtung 1998: 341). Folglich kommt es zu einer Verschleierung von Gewalt, die sich in allen gesellschaftlichen Bereichen niederschlägt. Bezogen auf den Geschlechteraspekt, kann vor allem die Zuschreibung von männlichen und weiblichen Attributen als Legitimation für juristische, ökonomische und soziale Nachteile für Frauen als Beispiel kultureller Gewalt gesehen werden.

Auch Pierre Bourdieu (2005) integriert den Aspekt der Verschleierung von Gewalt in seinem Konzept der symbolischen Gewalt, jedoch hebt er deutlicher als Galtung die Beugung und Unterwerfung auf Seiten der Beherrschten hervor (vgl. Schmidt/Woltersdorf 2008: 8). Damit weist sein Konzept inhaltlich durchaus Parallelen zur feministischen Debatte der 1980er und -90er Jahre um die „Mittäterschaft“ von Frauen (vgl. Haug 1980, Thürmer-Rohr 1983) auf.

Frigga Haug spricht von einer aktiven Beteiligung der Frauen, als „Täter freiwilliger Abhängigkeit und eigener Unterdrückung“ (Haug zit. nach Thürmer-Rohr 2010: 88). Damit soll laut Thürmer-Rohr jedoch nicht geleugnet werden, dass Frauen zum Opfer von männlicher Unterdrückung oder Gewalt werden können und ihnen als Opfer auch Schutz, Solidarität und Entschädigung zukommen muss. Es soll vielmehr vermieden werden, dass sich aus den Opfererfahrungen eine kollektive weibliche Opferidentität entwickelt, die zum einen das (Selbst-)Verständnis von Frauen determiniere, ihre Handlungsmöglichkeiten einschränke und schließlich eine Reflexion der eigenen Beteiligung verhindere (vgl. Thürmer-Rohr 2010: 89).

Katharina Gröning (2014) greift die Diskussion um die These von der Komplizenschaft auf und weist auf die Möglichkeiten für ein verändertes Moralverständnis in der feministischen Frauenberatung hin (95). War der beraterische Beziehungsraum zuvor von einer Moral der „Schwesterlichkeit, Identifikation und Solidarität“ (ebd.) geprägt, so hat das Bewusstsein für die Mittäterschaft von Frauen dazu geführt, dass dieser nun „misstrauisch“ wurde für die Beteiligung der Frauen an ihrer Situation. Diese „latente Moral“ (ebd.) wirke sich jedoch negativ auf die Beratungsbeziehung aus. Es braucht in der Beratung daher -

neben einer Parteilichkeit für die Frauen und dem aufklärerisch-kritischen Moment durch das Aufdecken der Komplizenschaft und deren Konsequenzen – ein Prozessmodell, welches sich an einer Moral orientiert, die das Verhalten der Frauen zu verstehen versucht. Die Rezeption der Habitusstheorie⁹ nach Bourdieu, an die sein Konzept von symbolischer Gewalt anschließt, könne hier ein wichtiger Impulsgeber sein (vgl. ebd.).

Das Konzept der symbolischen Gewalt kann als „begriffliches Werkzeug zur Herrschaftsanalyse“ verstanden werden (vgl. ebd.). Dabei ist es ein „empirisch offenes, vorläufiges und relational ausgerichtetes analytisches Konstrukt einer Theorie im Prozess“ (vgl. ebd.), welches nicht nur für die Analyse von Gewalt im Geschlechterverhältnis, wie es Bourdieu in seinem späten Werk „Die männliche Herrschaft“ (2005) herausarbeitet, bedeutsam ist. Es kann ebenso auf weitere wesentliche, kulturelle und gesellschaftliche Konfliktthemen angewendet werden, um verborgene Mechanismen symbolischer Macht und Herrschaft aufzudecken¹⁰.

Am Beispiel des Geschlechterverhältnisses zeigt Bourdieu, wie es nun dazu kommt, dass Frauen selbst dazu beitragen, die Herrschaft über sie zu stabilisieren. Er schreibt zunächst über seine Beobachtungen bei einem kabyllischen Berber-Stamm in Algerien, um seine Erkenntnisse später auf die französische bzw. westeuropäische Gesellschaft auszuweiten. Hinter diesem Vorgehen steht die Absicht eigene (und die der Leser_innen) unbewusste Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die sich aus „historischen Strukturen männlicher Ordnung“ heraus entwickelt haben, zu umgehen, indem eine semi-fremde Gesellschaft auf ihre objektiven Strukturen und kognitiven Formen hin untersucht wird (vgl. Bourdieu 2005: 14). Aus seiner Studie der Kabylen entwickelt er ein „allgemeines Modell der fundamentalen Strukturen männlicher Anschauung und Einteilung der Welt“ (91). Übertragen auf westliche Gesellschaften kann die Arbeitsteilung der Geschlechter als Beispiel dienen, an dem sich die gesellschaftliche Ordnung der Dinge, orientiert an einer männlichen Weltanschauung, zeige. Diese Ordnung sei den Körpern in Form von Dispositionen „eingeschrieben“, werde also zu „subjektiven Prinzipien der Anschauung, kognitiven Kategorien, vermittels derer Individuen die Welt als sinnvolle, gelebte Wirklichkeit erkennen und konstruieren können“ (ebd.: 92). Die Arbeitsteilung ist also eine soziale Konstruktion, erscheine den Subjekten jedoch als natürliche Ordnung (vgl. Glammeier 2011: 41).

9 Erläuterungen zur Habitusstheorie folgen im Kapitel 4.

10 Schmidt/Woltersdorf (2008) nennen zum Beispiel Prekarisierung und Armut, Migration und Rassismus, Schule und soziale Stigmatisierung (vgl. 9).

Über den Begriff des Habitus¹¹ lässt sich nachvollziehen, wie diese symbolische Ordnung handlungsleitend wird und sich immer wieder reproduziert. Zunächst nimmt Bourdieu an, dass die Handlungsweisen eines Menschen unbewusst einem sozialen Sinn folgen. Seit frühester Kindheit inkorporieren Menschen die sie umgebenden sozialen Strukturen. In Abhängigkeit ihres sozialen Milieus, ihrer Geschlechtszugehörigkeit und Kultur entwickeln sie ein System von Regeln, welches scheinbar natürliche Handlungsgrenzen vorgibt (vgl. Gröning 2014: 97). Soziale Gefühle wie Scham oder Trennungsängsten (vgl. ebd.) dienen der Einhaltung dieser Regeln und Grenzen. Betrachtet man Sozialisation also als einen Inkorporationsprozess, so kristallisiert sich heraus, dass dem Körper für das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft eine besondere Bedeutung zukommt: Der Körper wird zu einem Gesellschaftskörper, indem er eine Position im sozialen Raum einnimmt. Über diesen werden Anpassungsleistungen an die Gesellschaft vollzogen, um eine drohende Ausstoßung aus der sozialen Gruppe zu vermeiden (vgl. Gröning 2014: ebd.).

Charakteristisch ist, dass diese Mechanismen von symbolischer Gewalt ohne körperliche Unterwerfung auskommen können (vgl. Schmidt/Woltersdorf 2008: 8), da sie auf der beiderseitigen unbewussten Anerkennung der Vorrangstellung des Mannes beruhe (Bourdieu 2005: 63) und daher vielfach nicht einmal als Gewalt wahrgenommen werde (vgl. Schmidt/Woltersdorf ebd.). Andererseits basiere sie dennoch auf „realen Gewaltverhältnissen“ und verbinde sich mit diesen in einem „Zusammenspiel“ (vgl. ebd.). Nach Bourdieu wirke also physische Gewalt immer auch symbolisch: „Es gibt kein Machtverhältnis, wie mechanisch und brutal es auch sein mag, dass nicht zusätzlich noch symbolische Wirkungen ausübt“ (vgl. Bourdieu zit. nach Schmidt/Woltersdorf ebd.).

Als Träger symbolischer Gewalt kommt in erster Linie der performativen Kraft von Sprache eine hohe Wirkmächtigkeit zu. Je stärker die Sprechakte institutionalisiert sind (z.B. als Urteilsspruch eines Richters), desto höher ist ihre Durchsetzungskraft. Symbolische Gewalt kann sich weiterhin über stumme Gesten und Rituale sowie Elemente der Raumarchitektur manifestieren (vgl. ebd.: 13).

11 Nach Kraus (1993) bezeichnet Bourdieu mit dem Begriff des Habitus „einen Komplex von Denk- und Sichtweisen, von Wahrnehmungsschemata, von Prinzipien des Urteilens und Bewertens, der unser Handeln, alle unsere expressiven, sprachlichen, praktischen Äußerungen strukturiert, sogar im Körper verankert ist. Den Habitus muss man sich denken als einen Modus operandi, als das generierende Prinzip jener regelhaften Improvisationen, die man auch gesellschaftliche Praxis nennen kann. Der Habitus ist geronnene Erfahrung, Produkt der Geschichte eines Individuum“ (Kraus 1993: 216)

Für die Bereiche der Sprache und Bilder kann gegenwärtig vor allem den Medien eine enorme Wirkmächtigkeit gerade auch für Jugendliche zugesprochen werden. Renate Luca setzt sich mit der Mediensozialisation weiblicher und männlicher Heranwachsender auseinander und zeigt in Anlehnung an Eriksons Stufenmodell des menschlichen Lebenszyklus auf, dass während der Adoleszenz vor allem das Gegensatzpaar „Identität und Identitätsdiffusion“ und daraus abgeleitet der Konflikt zwischen Bindung und Autonomie zentrale Lebensthemen bilden (Luca 2003: 44, Erikson 1966: 106f.).

Da die Medien, die im Sinne Eriksons als Experimentierfeld gelten können, für ihre Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit sich jedoch hauptsächlich traditioneller Geschlechter- und Rollenbilder bedienen, in denen Weiblichkeit entweder über einen sexuell attraktiven Körper oder mit der Rolle der fürsorglichen Hausfrau und Mutter gleichgesetzt wird, Männlichkeit jedoch berufs- und leistungsorientiert und eher nicht als versorgend-väterlich dargestellt wird, werden jungen Frauen (und jungen Männern) Chancen entzogen, sich kritisch und reflexiv mit den traditionellen Geschlechterrollen auseinanderzusetzen (vgl. Luca 2003: 46f.).

Im Sinne der symbolischen Gewalt werden also über die Medien traditionelle Bilder und Klischees von Männlichkeit und Weiblichkeit vermittelt, die die Frauen auf ihren Körper als Geschlechtskörper reduzieren und sie als dem Mann in beruflicher und körperlicher Hinsicht unterlegen abbilden. Zitiert nach Grell (1998: 263) finden sich im Privatfernsehen zur Darstellung von Sexualität und Geschlechterrollen fast durchgängig folgende Befunde: „Voyeuristische Perspektive, insbesondere aus männlicher Sicht, Sexualität und Nacktheit – insbesondere der Frauen – als Zuschauerköder und als Mittel zur emotionalen Aufladung des Sendekontextes, Verknüpfung von Sexualität mit destruktiver Gewalt (z.B. reale oder phantasierte Vergewaltigung), Angebot und Verstärkung überkommener Klischees vom aktiven, starken, aggressiven, zugleich rationalitäts- und technikorientierten und nach außen gewandten Mann und der eher passiven, schwachen, dienenden, gefühlsbetonten Frau, Demontage anfänglicher weiblicher Emanzipationsversuche“ (Luca 2003: 51). Auch aktuell lassen sich vielfach Beispiele für eine auf den Geschlechtskörper reduzierte mediale Inszenierung des Weiblichen aufführen, sei es die erfolgreiche 10. Staffel des Fernsehformates „Germany`s Next Topmodel“ oder die „Beach-Body“-Kampagne¹² des Diätdrink-Herstellers Protein World in der Londoner U-Bahn

12 Url: <http://www.spiegel.de/panorama/beachbody-werbung-aus-londoner-u-bahn-verbannt-a-1031371.html> (21.05.2015)

(die immerhin in den sozialen Netzwerken auf erhebliches Kontra stieß).

Nun kommt die berechtigte Frage auf, warum es so mühsam erscheint die herkömmlichen Stereotypen von männlich und weiblich zu transformieren? Warum lässt sich, neben der deutlichen Aufbruchsdynamik eines, wenn auch geringen, Anteils der jüngeren Generation und trotz der nunmehr jahrzehntelangen engagierten Emanzipationsbestrebungen einer breiteren Masse (z.B. bezogen auf gesetzlich verankerte Gleichstellung von Mann und Frau, sexuelle Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe an schulischer und beruflicher Bildung), vielerorts eine Rückfalltendenz zu eher konservativ¹³ aufzufassenden Rollenbildern beobachten?

Bourdieu schreibt, dass es im Geschlechterverhältnis keine Täter und keine Opfer gibt. „Der Dualismus von Beherrschten und Herrschenden bildet nicht den Ausgangspunkt, sondern bereits das *Resultat* [Herv. i. O.] einer symbolisch anerkannten und verkannten Machtbeziehung. Indem alle die gleichen grundlegenden, aber eben herrschenden Klassifizierungen teilen und anwenden, ordnen sie sich unter Absehung von ihrer empirischen Verschiedenheit nach einem einzigen Teilungsprinzip: Sie bestätigen sich wechselseitig als Herrschende und Beherrschte. Symbolischer Gewalt unterliegt also eine soziale Relation, die Beherrschte und Herrschende zugleich eint und entzweit“ (Schmidt/Woltersdorf 2008:12, vgl. Bourdieu 2005: 163).

Da sich „das Soziale [...] den Dingen und den Körpern (denen der Herrschenden wie denen der Beherrschten, je nach Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, sozialer Stellung oder anderen Unterscheidungsfaktoren) einprägt und zur Ausübung symbolischer Gewalt führt“ (Bourdieu 2001: 232f.) entzieht sich die Ausübung der symbolischen Gewalt praktisch des bewussten Willens¹⁴. Die Herrschaftsbeziehung zwischen den Geschlechtern ist Teil des Sozialisationsprozesses und wird inkorporiert, die Dualismen sind „tief in den Dingen (den Strukturen) und den Körpern verankert [...]“ (Bourdieu 2005: 178). Dieser Inkorporationsprozess gehe über die vorwiegend kognitive Aneignung von Rollen hinaus (vgl. Gröning ebd.).

13 Vgl. u.a. die Studie „20-jährige Frauen und Männer heute – Lebensentwürfe, Rollenbilder, Einstellungen zu Gleichstellung“ von Sinus Sociovision im Auftrag des BMFSFJ (BMFSFJ 2007) Url: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/sinus.property=pdf.bereich=bmfsfj.sprache=de.rwb=true.pdf> (04.06.2015)

14 Dies ist eine der Schnittstellen, an denen Bourdieu sich dem psychoanalytischen Konzept des Unbewussten nähert. Auch die Psychoanalyse geht davon aus, dass das menschliche Verhalten zu einem großen Teil durch Unbewusstes bestimmt wird. Sozialisation ist nach Bourdieu ein Prozess der Inkorporation und wird auch in der Psychoanalyse als Prozess der Verinnerlichung und Verkörperung gedacht (vgl. Gröning 2014: 98).

Somit wirkt symbolische Gewalt bereits auf einer unbewussten, vorsprachlichen Ebene, die dem Alltagsbewusstsein nicht ohne weiteres zugänglich ist. Sie erhält dadurch einen ähnlich deterministischen Charakter wie die psychoanalytisch begründeten Abwehr- und Anpassungsmechanismen und prägt über die Identitätsentwicklung in der Adoleszenz die individuellen Handlungsmöglichkeiten und die Antizipation einer sozialen Rolle. Daraus würde folgen, dass sich das Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern durch eine kognitive Umstrukturierung der Geschlechterrollen höchstens irritieren, jedoch nicht aufheben ließe.

Bourdieu schlägt eine reflexive Bewusstmachung (vgl. Schmidt/Woltersdorf 2008: 16) vor, welche „den Herrschenden einen Teil ihrer symbolischen Stärke nimmt, indem es Verkennung beseitigt“ (Bourdieu 1987: 244, Anm. 2). Für die geschlechterreflexive Beratung junger Frauen kann dies ein erster Hinweis sein, die Konzepte von symbolischer Gewalt und Habitus mitzudenken, wenn es darum geht, die Lebenssituationen und das Geworden-Sein von Mädchen und Frauen im gesellschaftlichen Kontext zu verstehen und in einem aufklärerischen Sinne gemeinsam zu reflektieren. Dazu später mehr.

1.3 Beziehungsgewalt gegen Frauen aus empirischer Perspektive

Im nächsten Schritt wird die Betroffenheit von jungen Frauen durch Partnergewalt in Deutschland mittels empirischer Ergebnisse dargestellt. Anhand einer Untersuchung der Hochschule Fulda zum Phänomen von Teen Dating Violence (TeDaVi) wird zunächst die frühe Betroffenheit für beide Geschlechter belegt, jedoch zeichnen sich auch deutliche geschlechtliche Unterschiede ab. Befragt wurden männliche und weibliche Teenager im Alter von 14 bis 18 Jahren zu ihren Erfahrungen in ersten Verabredungen und Liebesbeziehungen.

Die zweite Untersuchung ist eine umfangreiche Sekundäranalyse der BMFSFJ-Studie „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“ (2004) mit dem Schwerpunkt auf Gewalt in Paarbeziehungen und befasst sich mit Frauen ab 16 Jahren.

1.3.1 Studie: Teen Dating Violence

Teen Dating Violence bezeichnet körperliche, psychische und sexualisierte Gewalt zwischen Jugendlichen bei ersten Verabredungen und in ersten Liebesbeziehungen.

Eine der bislang wenigen Erhebungen zu diesem Phänomen kommt aus Großbritannien (vgl. Barter/Mc Carry/Berridge/Evans 2009). Dort wurden 1.353 Schülerinnen und Schüler im Alter von 13 bis 16 Jahren zu ihren Erfahrungen mit Teen Dating Violence¹⁵ befragt. Demnach berichteten 25% der Mädchen und 18% der Jungen von körperlichen Gewaltwiderfahrnissen. 76% der weiblichen Befragten gaben an, dass sich diese negativ auf ihr Wohlbefinden auswirkten, männliche Befragte gaben dies zu 14% an. Emotionale Gewalt erlebten mit 80% Schülerinnen häufiger als Schüler (51%). Auch sexuelle Gewalterfahrungen wurden von Mädchen (31%) öfter angegeben als von Jungen (16%).

Für Deutschland existierten bis 2012 zu diesem Phänomen keine empirischen Daten. Unter der Leitung von Beate Blättner und Petra Brzank konnte erstmals das Ausmaß von Teen Dating Violence unter 14 bis 18jährigen Schülerinnen und Schülern an allgemeinbildenden Schulen in Hessen anhand einer umfangreichen schriftlichen Befragung (53 Items) erhoben werden¹⁶. Das durchschnittliche Alter der Teilnehmer_innen betrug 15,3 Jahre. Insgesamt wurden 462 Jungen und Mädchen befragt, von denen 181 der Schülerinnen und 173 der Schüler bereits erste Erfahrungen mit Liebesbeziehungen oder Dates hatten. Von diesen als Personengruppe unter Risiko (Persons at Risk) konzipierten Teilnehmer_innen berichteten 65,7% der Mädchen und 60,1% der Jungen von Erfahrungen mit Gewalt bzw. grenzüberschreitendem Verhalten, wobei es zumeist in der 8. oder 9. Klasse erstmalig zu entsprechenden Vorfällen kam. Die Studie differenziert zwischen emotional schwierigen Erfahrungen (darunter Bedrohung, Beschimpfung, Zwang und Kontrolle), sexualisierter Gewalt und körperlicher Gewalt. Auffällig ist, dass sich vor allem im Bereich sexualisierter Gewalt und sexualisierter Grenzverletzung ein deutliches Gefälle zwischen männlichen und weiblichen Befragten zeigt. Weibliche Teilnehmerinnen weisen mit 26% eine deutlich erhöhte Betroffenheit auf als männliche (10%). Auch berichten weibliche Betroffene deutlich häufiger von emotionalen Belastungen nach erlebter Gewalt, wobei hier körperliche Gewalt mit 85,5% der stärkste Auslöser für negative emotionale Reaktionen darstellt. Eine Veränderung der Lebensgewohnheiten wie Ess- und Trinkgewohnheiten und suizidale Gedanken finden sich eher im weiblichen Reaktionsspektrum. Beide Geschlechter berichten ungefähr gleich häufig von Konzentrationsproblemen oder

15 Vgl. Url: <http://www.fh-fulda.de/index.php?id=10643> (22.05.2015)

16 Vgl. Url: http://www.fh-fulda.de/fileadmin/Fachbereich_PG/PDF/Forschungsprojekte/InterpersGewalt/TeDaVi_Powerpoint.pdf (19.06.2015)

dem Entschluss, die Beziehung zu beenden.

Eine Korrelation zwischen dem Erleben von Gewalt in ersten Verabredungen oder Beziehungen und dem wahrgenommenen Druck, eine Beziehung haben zu sollen, konnte vor allem für Mädchen ermittelt werden. Mit ansteigendem Druck nimmt die Gewaltprävalenz überdurchschnittlich zu (kein Druck: 62,6%, mittlerer Druck: 67,1%, starker Druck: 87,5%). Für Jungen gilt dies sehr viel weniger ausgeprägt. Die Spanne beträgt über die drei Items nur 9,3 (Mädchen: 25,9).

Familiäre Gewalterfahrungen bilden für beide Geschlechter einen enormen Risikofaktor. Mädchen berichten etwas häufiger als Jungen von diesem Zusammenhang (86,2%/80,0%).

1.3.2 Sekundäranalyse: Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen

Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat mit der Studie „Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen“ (BMFSFJ 2014)¹⁷ eine differenzierte Sekundäranalyse der 2004 von Monika Schröttle und Ursula Müller vorgelegten Studie „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“ (vgl. Schröttle/Müller 2004) in Auftrag gegeben. Die Studie differenziert das statistische Material zu Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen systematisch nach Schweregraden, Mustern, Risikofaktoren und Unterstützung nach erlebter Gewalt und liefert wichtige Impulse für die Gewaltprävention.

Von den zahlreichen Ergebnissen und komplexen Zusammenhängen sollen die für den hiesigen Kontext relevantesten nun zusammengefasst werden: Wenn körperliche, sexuelle und/oder psychische Gewalt zusammengefasst werden, sind davon 38% der befragten Frauen in aktuell bestehenden Partnerschaften betroffen (vgl. BMFFSJ 2014: 20).

Für die Studie wurde das Material auf unterschiedliche Gewaltformen und anschließend sechs verschiedene Muster von Gewaltanwendungen entworfen, die sich in Häufigkeit, Schweregrad und Kombination der drei oben genannten Gewaltformen unterscheiden. Im Ergebnis zeigt sich, dass in etwa jeder fünften aktuell bestehenden Paarbeziehung relevante und folgenreiche Formen (Muster 2 und 4-6) von körperlicher, sexueller und psychischer Gewalt gegen Frauen vorkommen (vgl. ebd.: 24)

¹⁷ Diese wurde in 2007/2008 u.a. in Kooperation mit dem IFF (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung) der Universität Bielefeld durchgeführt.

		Häufigkeit	Prozent aller Frauen	Prozent der gewaltbetroffenen Frauen
Gültig	Muster 1: gering ausgeprägte psychische, aber keine körperliche Gewalt	922	14,5%	38,1%
	Muster 2: erhöhte psychische, aber keine körperliche/sexuelle Gewalt	702	11,0%	29,0%
	Muster 3: einmaliger leichter körperlicher Übergriff	198	3,1%	8,2%
	Muster 4: leichte/mäßige bis tendenziell schwere körperliche Übergriffe und allenfalls gering ausgeprägte psychische Gewalt	180	2,8%	7,4%
	Muster 5: leichte/mäßige bis tendenziell schwere körperliche Übergriffe mit erhöhter psychischer Gewalt	214	3,4%	8,9%
	Muster 6: schwere körperliche/sexuelle Gewalt ohne ausgeprägte psychische Gewalt	166	2,6%	6,9%
	Nicht zuordenbar: schwere körperliche/sexuelle Gewalt ohne psychische Gewalt	35	0,5%	1,4%
	Gesamt	2.417	38,0%	100,0%
Fehlend	Keine körperliche/sexuelle/psychische Gewalt	3.950	62,0%	
Gesamt		6.367	100,0%	

Tab.1: Häufigkeit der Muster von psychischer, körperlicher und sexueller Gewalt in der aktuellen Paarbeziehung (in Prozent) (aus: BMFFFSJ 2014: 21)

Alter

Bezogen auf die Häufigkeit und den Schweregrad von Gewalt, sind besonders die Frauen jüngeren und mittleren Alters betroffen, wobei mit 18% die Prävalenz für die Gruppe der unter 25-Jährigen am höchsten ist. Knapp 10% der unter 25-Jährigen erlitten schwere körperliche und/oder sexuelle Übergriffe mit erhöhter psychischer Gewalt, womit diese Gruppe im Vergleich annähernd doppelt so häufig betroffen ist, wie die jeweiligen weiteren Altersgruppen der unter 60-Jährigen. Hier liegen die Messwerte im Bereich von 5-6% und verringern sich dann bei den über 60-Jährigen noch einmal auf 1-2%.

Bildung

Ein allgemeiner, monokausaler Bildungs- und Schichtzusammenhang konnte

zunächst nicht festgestellt werden, jedoch ist hier genauer zu differenzieren: Je jünger die betroffenen Frauen sind, desto stärker ist der Zusammenhang zwischen Schweregrad der Gewalt und mangelnder Bildung seitens der Frau bzw. ebenso ihres Partners. Frauen mittleren Alters ab 45 Jahre, die hohe oder sehr hohe Bildungsressourcen aufweisen, berichten dagegen signifikant häufiger von Gewalt durch ihren Partner, vor allem, wenn dieser über gleichwertige oder geringere Bildungsressourcen verfügt als sie selbst (vgl. ebd.: 30).

Insgesamt kann die Analyse zeigen, dass das Fehlen von Bildungs- und Ausbildungsressourcen bei Männern (als Täter) und Frauen (als Opfer) ein relevanter Risikofaktor für Gewalt in Paarbeziehungen sein kann, jedoch eine höhere Bildung nicht automatisch vor schwerer Gewaltausübung schützt. Denn nicht nur in den niedrigsten, sondern auch in den höchsten Bildungssegmenten werden Frauen signifikant häufiger zum Opfer von schwerer und schwerster Gewalt, bzw. wenden Männer signifikant häufiger Gewalt gegen die Partnerin an. Die erhöhte Gewaltbelastung geht jedoch in den höheren Bildungssegmenten immer damit einher, dass beide Partner zur Altersgruppe der ab 45-Jährigen gehören und die Frau entweder über gleichwertige oder höhere Schul- und Ausbildungsabschlüsse verfügt als der Partner und somit Konflikte bezüglich der in Auflösung befindlichen traditionellen Geschlechterrollen vermutet werden. Dieser Zusammenhang soll hier zunächst unkommentiert bleiben.

Berufliche und ökonomische Situation

Mehr noch als die berufliche und ökonomische Situation der Frauen selbst, ist es diejenige des männlichen Partners, die im Falle von Arbeitslosigkeit, Angewiesensein auf Sozialleistungen oder insgesamt sehr geringe ökonomische Ressourcen, zum Risikofaktor für Gewalthandlungen in Partnerschaften wird. Die Ergebnisse erscheinen äquivalent zu denjenigen des Faktors Bildung und im Besonderen für die jüngeren Frauen der Altersgruppen der unter 25-Jährigen und unter 35-Jährigen signifikant zu sein. Auch steigt das Risiko, Gewalt durch den Partner zu erleiden, für Frauen in mittleren und gehobenen Einkommensverhältnissen bzw. in höheren beruflichen Positionen wieder sukzessive mit dem Alter an, so dass auch hier davon ausgegangen wird, dass die Beziehungsdynamik im Hinblick auf Rollenkonflikte als Ursache in Betracht gezogen werden könnte.

Bezieht man die jeweilige Einkommensdiskrepanz der beiden Partner in die Analyse

ein, ergibt sich daraus, dass in Beziehungen, die ein ökonomisches Gefälle zugunsten des männlichen Partners aufweisen, das Ausmaß und die Häufigkeit von Gewalt gegen die Partnerin weniger stark ausgeprägt ist (11-13% für körperliche und/oder sexuelle Gewalt), als in den Fällen, wo entweder beide Partner kein, oder nur ein geringes Einkommen aufweisen (14%), die Frau ein mittleres, der Mann ein höheres bzw. beide ein gehobenes Einkommen angaben (15%). Mit 17% am höchsten ausgeprägt, ist die Gewaltrate für die Frauen, die über ein höheres Einkommen verfügen als ihr Partner. Letztgenannter Zusammenhang ist wieder für die Gruppe der ab 45-Jährigen verstärkt gültig.

Gängige Stereotypisierungen, die (schwere) Gewalt in Paarbeziehungen oftmals vor allem Menschen in schwierigen sozialen Lagen zuschreiben (vgl.S.35), sind anhand der Datenlage nicht haltbar: Die Mehrzahl der Frauen, die von schwerster Gewalt (Muster 6) durch den eigenen Partner betroffen sind, leben in mittleren und gehobenen Einkommensverhältnissen (66%). Wobei mit 34% auch die Haushalte mit prekären Einkommenslagen überproportional häufig betroffen sind.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass finanzielle und berufliche Ressourcen vor allem für die unter 35-Jährigen als protektive Faktoren auszumachen sind, wohingegen diese für die älteren Frauen das Risiko für Gewalt durch den Partner steigern (vgl. ebd.: 33).

Nachdem zunächst soziostrukturelle Faktoren wie Alter, Bildungsstand und sozio-ökonomischer Status und ihr Einfluss auf Häufigkeit und Schweregrad von Beziehungsgewalt näher erläutert wurden¹⁸, werden im nächsten Schritt individuelle bzw. beziehungs-dynamische Faktoren¹⁹ genauer betrachtet, von denen ich den folgenden Faktor als besonders relevant für den Kontext der vorliegenden Arbeit erachte, da er der stärkste Prädiktor für die Betroffenheit erwachsener Frauen von Misshandlung und Gewalt durch den eigenen Partner darstellt.

Gewaltsame Kindheitserfahrungen

Der Faktor Gewaltsame Kindheitserfahrungen wird operationalisiert als entweder *selbst erlebte körperliche, sexuelle oder psychische Gewalt* und/oder auch in Form von *Zeugenschaft von elterlicher Gewalt*. Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass erwachsene Frauen, die in ihrer Kindheit Zeuginnen von körperlicher Gewalt

18 Die Studie untersucht außerdem noch den ethnischen Hintergrund bzw. Migrationshintergrund.

19 Zusätzlich werden in der Studie die Faktoren soziale Isolation der Frau, ungleiche Macht-, Aufgaben- und Rollenverteilung im Geschlechterverhältnis, Alkoholmissbrauch und Trennungs- und Scheidungssituation berücksichtigt.

zwischen ihren Eltern wurden, in ihren Beziehungen mehr als doppelt so häufig selbst Opfer von Gewalt durch ihre Partner werden, als Frauen, die davon nicht betroffen waren. Frauen, die als junge Mädchen selbst körperlichen und/oder sexuellen Übergriffen durch ihre Eltern ausgesetzt waren, sind zudem zwei bis dreimal häufiger von Beziehungsgewalt durch ihre erwachsenen Partner betroffen (vgl. ebd.: 43).

Außerdem gibt es deutliche Hinweise darauf, dass zwischen dem Vorhandensein gewaltsamer Kindheitserfahrungen und dem Schweregrad der späteren Gewalterfahrungen ein Zusammenhang existiert, also vor allem schwere sexuelle, körperliche und psychische Gewalterfahrungen in erwachsenen Partnerschaften mit gewaltbelasteten Kindheitserfahrungen assoziiert sind.

75-77% der Betroffenen von Muster 5 und 6 waren in ihrer Kindheit schon gewaltsamen Misshandlungen ausgesetzt. 22-23% erlitten sexuellen Missbrauch und 30-39% wurden Zeuginnen elterlicher Gewalt, zumeist des Vaters gegen die Mutter (vgl. ebd.: 44).

Die Studie macht deutlich, dass selbstverständlich auch Frauen ohne diesen Hintergrund schwere Gewalt in Paarbeziehungen erfahren können, jedoch wird vermutet, dass diese im Gegensatz zu den durch Gewalt in der Familie vorbelasteten Frauen, „beginnende, noch nicht stark ausgeprägte Gewalt durch Partner konsequenter durch Trennung beenden und tendenziell weniger lange erdulden“ (vgl. ebd.: 44). Die Wahrscheinlichkeit der Zunahme und Intensität der Gewalthandlungen seitens des Partners können in Beziehungen von Frauen mit familiärer Vorbelastung auch durch die psychischen und gesundheitlichen Langzeitfolgen von Gewalt in der Kindheit negativ beeinflusst werden. Die Kumulation von Gewalt in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter kann dann in der Folge zu gravierenden körperlichen und psychischen Schädigungen führen, so dass dazu aufgefordert wird, das Unterstützungssystem gerade im Hinblick für diese Betroffenenengruppe zu sensibilisieren und auszubauen.

1.3.3 Zwischenfazit

Die Ergebnisse der Studien „Teen Dating Violence“ und „Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen“ zeugen beide von einem Zusammenhang zwischen gewaltsamen oder traumatischen Kindheitserfahrungen durch engste Bezugspersonen und einer sich in der Folge fortsetzenden Gewalt- und

Missbrauchsvulnerabilität in ersten oder späteren Paarbeziehungen. Es kann also angenommen werden, dass die kindlichen Prägungen einen erheblichen Einfluss darauf nehmen, welcher Art die späteren Beziehungserfahrungen sein werden. Diese Korrelation von innerfamiliären Gewalterfahrungen und späterer Verletzungsoffenheit im Sinne eines Risikos selbst gewalttätig zu werden oder wiederkehrend Gewalt zu erfahren, ist auch durch andere Studien empirisch gut belegt (vgl. Dlugosch 2010: 79). Dlugosch spricht in diesem Zusammenhang von einer „intergenerationalen Übertragung häuslicher Gewalt“ (ebd). Es handelt sich um zumeist unbewusste Verinnerlichungsprozesse von frühen Beziehungserfahrungen, die sich tiefgreifend auf die Persönlichkeitsentwicklung der betroffenen Kinder auswirken.

Die Bindungstheorie nach John Bowlby (1958) greift eben solche Prozesse auf. Sie hat grundlegend zum Verständnis beigetragen, welche herausragende Rolle Bindungsbeziehungen im menschlichen Lebenslauf spielen und auf welche Weise die spezifischen frühkindlichen Beziehungserfahrungen mit den primären Bezugspersonen einen Einfluss auf das spätere Selbstbild und das Bild der wichtigen Anderen (z.B. Partner_innen) ausüben können. Diese Prozesse stehen auch dem Prozess der Identitätsentwicklung und dem Stufenmodell des Lebenszyklus wie sie Erik H. Erikson (1966) beschrieben hat nicht fern, und können daher in einem späteren Kapitel miteinander verknüpft werden.

Anhand der oben aufgeführten empirischen Ergebnisse und Schlussfolgerungen kann bislang also zunächst nur empirisch eine Verletzungsoffenheit gegenüber Beziehungsgewalt vor allem für diejenigen Frauen angenommen werden, die selbst von frühen Gewalterfahrungen betroffen waren. Wenn die Gründe dafür in der Kindheit liegen, dann selbstverständlich nicht nur in der Kindheit der weiblichen Betroffenen sondern ebenso in derjenigen der männlichen Täter. Auch zeigt die TeDaVi-Studie eine Gewaltbetroffenheit der männlichen Jugendlichen durch weibliche Partnerinnen auf, die beachtenswert ist. Dennoch unterscheiden sich männliche und weibliche Jugendliche in Art und Ausmaß der Betroffenheit und bezüglich der emotionalen Folgeerscheinungen. Auch dürfen die Phänomene nicht isoliert von den gesellschaftlichen Strukturen betrachtet werden. Diese Arbeit kann nur einen Teilaspekt des Problems von Gewalt im Geschlechterverhältnis behandeln und beschränkt sich daher auf einen Ausschnitt, der die weibliche Betroffenheit ebenso wie die weibliche „Mittäterschaft“ (vgl. Thürmer-Rohr 2010: 88) fokussiert.

2. Bindung

Im folgenden Kapitel werden zunächst einige grundlegende Begriffe, Annahmen und Forschungsergebnisse der Bindungstheorie nach John Bowlby und Mary Ainsworth vorgestellt. Es soll gezeigt werden, dass frühkindliche Bindungserfahrungen einen Einfluss auf die Qualität späterer Partnerschaften haben und diskutiert werden, inwiefern sich Gewalterfahrungen in der Kindheit negativ auf die Bindungsentwicklung auswirken und über die Kindheit hinaus in Form von Selbstbild und Fremdbild inkorporiert werden und somit handlungsleitend bleiben.

2.1 Grundbegriffe der Bindungstheorie

Die Bindungstheorie geht ursprünglich auf den britischen Psychoanalytiker, Kinderarzt und -psychiater John Bowlby zurück, der in den 1950er Jahren an der Tavistock Klinik in London den Aufbau der Abteilung für Kinderpsychiatrie betreute und später Direktor des Institutes wurde. Zeitgleich wurde er von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) beauftragt, eine Studie über den Zusammenhang von mütterlicher Pflege und seelischer Gesundheit von Kindern zu erarbeiten.

Die Entwicklungspsychologin Mary Ainsworth, eine lebenslange Mitarbeiterin Bowlbys, unterstützte ihn durch zahlreiche gemeinsame Veröffentlichungen in der Weiterentwicklung der Bindungstheorie. Das vielfach verwendete entwicklungspsychologische Experiment zur Erfassung des Bindungsverhaltens von 12-18 Monate alten Kindern, der Fremde-Situations-Test (FST) oder kurz *Fremde Situation*²⁰ genannt, geht auf Ainsworth (1978) zurück.

Zur Weiterentwicklung der Bindungstheorie im deutschen Sprachraum haben vor allem Karin und Klaus E. Grossmann mit bedeutenden Veröffentlichungen beigetragen. Sie untersuchten über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrzehnten die Bindungsentwicklung und -organisation von Kindern und Jugendlichen und konnten mit der Bielefelder und Regensburger Längsschnittstudie vor allem für die Aspekte Beziehungsgestaltung, Umgang mit Anforderungen und Selbstkonzept wichtige bindungstheoretische Annahmen empirisch belegen. Die Ergebnisse sind in

20 Die *Fremde Situation* (FS) ist ein standardisiertes Minidrama zur Erfassung des Bindungsverhaltensmusters mittels zweier jeweils höchstens dreiminütigen Trennungen von der Bindungsperson in einem fremden, mit Spielzeug vorbereiteten Raum, begleitet von einer/einem trainierten Spielpartner_in. Fremde Umgebung und Trennung von der Bindungsperson aktivieren das Bindungssystem des Kindes und machen sein Bindungsverhalten so einer standardisierten Beobachtung zugänglich (vgl. Ainsworth et.al.1978).

den entwicklungspsychologischen und pädagogischen Diskursen vielfach rezipiert worden.²¹

Bindung wird, nach Ainsworth (1978), als imaginäres Band zwischen zwei Personen gedacht, das in den Gefühlen verankert ist und das sie über Raum und Zeit hinweg miteinander verbindet.

Aus anthropologischer Sicht steht das Bindungsbedürfnis eines Menschen gleichberechtigt neben den Bedürfnissen nach Nahrung, Erkundung, Sexualität und Fortpflanzung. Grossmann und Grossmann erläutern, dass „jedem dieser Grundbedürfnisse Verhaltenssysteme – Mimik, Laute, Gestik, Bewegungen – zugeordnet [sind], die bei Mangel aktiv sind und bei Sättigung ruhen. Der menschliche Säugling wird mit einem seinen Bedürfnissen entsprechenden Verhaltens- bzw. Signalsystem geboren. Er ist für die Kommunikation mit seiner Umwelt vorbereitet.“²² Daraus resultiert die Abhängigkeit des menschlichen Kleinkindes davon, dass eine erfahrenere Person sich seiner annimmt und für seine Bedürfnisse sorgt, indem es seinen Ausdruck von Emotionen erkennt, richtig deutet und entsprechend handelt.

Die Bindungstheorie geht also von einem angeborenen Verhaltenssystem, dem *Bindungssystem* aus, welches allen Menschen zu eigen, also anthropologisch konstant ist. Es dient dem Zweck unser Überleben zu sichern, indem es sicherstellt, dass Säuglingen und Kleinkindern Schutz, Versorgung und Trost gewährt wird. Bei Gefahr, durch Schmerz, Hunger oder Angst wird das Bindungssystem aktiviert und äußert sich im sogenannten Bindungsverhalten (vgl. Bowlby, in: Grossmann/Grossmann 2003: 63). Es äußert sich in Rufen, Suchen, Anklammern, Hinterherlaufen, Weinen und Protestieren bei Trennungen von der Bindungsperson.

„Bei den meisten menschlichen Kindern entwickelt sich das Bindungsverhalten gegenüber einer bevorzugten Person während der ersten neun Monate des Lebens. Je mehr Erfahrungen in der sozialen Interaktion ein Kind mit einer Person hat, desto wahrscheinlicher ist es, dass es an diese Person gebunden wird. Aus diesem Grund wird, wer immer für ein Kind sorgt, zur Hauptbindungsperson. Bindungsverhalten bleibt bis zum Ende des dritten Lebensjahres unmittelbar aktivierbar, bei einer gesunden Entwicklung wird es danach allmählich weniger aktivierbar.“ (Bowlby zit.

21 Vgl. URL: <http://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PPS/Psychologie/Grossmann/?Publikationen> (07.07.2015)

22 Vgl. Grossmann/Grossmann: Das eingeschränkte Leben- Bindungsverhalten und mütterliche Feinfühligkeit unter URL: <http://www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/mangelnde-bindung-erfahrung/> (20.03.2015)

nach Grossmann/Grossmann 2003: 24)

Doch nicht nur Babys und Kleinkinder wenden sich schutz- und hilfesuchend an die ihnen vertrauteste Bindungsperson, auch ältere Kinder, Erwachsene und alte Menschen verfügen zeitlebens über ein Bindungssystem, dessen Aktivierung durch Schmerz oder Angst die Suche nach der *sicheren Basis* zur Folge hat.

2.1.1 Sichere Basis

Ainsworth prägte den Begriff der *sicheren Basis* um die „Atmosphäre zu beschreiben, die von der Bindungsfigur für die gebundene Person geschaffen wird“ (Holmes 2002: 91). Der Kern der sicheren Basis sei, dass sie ein Sprungbrett darstelle für Neugierde und Explorationsverhalten (vgl. ebd.). Bindungsbeziehungen haben somit zweierlei Funktion: Schutz und Unterstützung/Versorgung sowie die Ermöglichung von Erfahrung und Autonomie.

Die sichere Basis stellt zunächst immer die primäre Bindungsperson dar. Doch kann ein Kind sich im Laufe der Zeit auch an mehrere Personen binden. Viele Kinder haben Bindungen an beide Elternteile, an einzelne Großeltern, die Tagesmutter oder eine Betreuungsperson in KiTa oder Schule (vgl. Grossmann/Grossmann 2005: 68). Hédavári-Heller (2011) beschreibt, dass Bindungsbeziehungen in der frühen Kindheit nebeneinander bestehen, also auch unabhängig voneinander organisiert werden, und etwa ab Ende des ersten Lebensjahres eine hierarchische Ordnung vorgenommen wird (vgl. 61). Zunächst sei die Quantität der Interaktionen der entscheidende Faktor für die Herausbildung einer Rangordnung. Die Art und Weise der Interaktion zwischen Kind und primärer Bindungsperson beeinflusst dann im nächsten Schritt die Qualität der Bindung (vgl. ebd.).

2.1.2 Internale Arbeitsmodelle

Aus der Fülle der verschiedenen Interaktionserlebnisse eines Kind mit seiner primären Bindungsperson - die neben der körperlichen und emotionalen auch mehr und mehr die sprachliche Ebene betreffen – entwickeln sich, indem die Bindungserfahrungen verinnerlicht werden, *internale Arbeitsmodelle*. Goerke (2005) differenziert die Funktion der internalen Arbeitsmodelle noch einmal in vier Komponenten aus, die sich wechselseitig beeinflussen:

„1. Autobiografische Gedächtnisinhalte bezüglich spezifischer Interaktionen in der Bindungsbeziehung und deren Interpretation und Bewertung

2. *Einstellungen und Erwartungen bezüglich aktueller und zukünftiger Beziehungen*
3. *bindungsbezogene Ziele und Motive hinsichtlich gefühlter Sicherheit und*
4. *Verhaltensstrategien, welche aufgrund von Erfahrungen mit der Bindungsfigur entstehen und in Form von Wenn / Dann - Regeln gespeichert sind „so dass sie als automatisierte Antwort auf situative und emotionale Schlüsselreize zum Einsatz kommen können“ (Goerke 2005: 70).*

Diese Arbeitsmodelle lassen sich nun in einen unbewussten Teil, die Bindungsrepräsentationen, und einen bewussten Teil, die Bindungsstile splitten (vgl. Daudert 2000: 26).

2.1.2.1 Bindungsrepräsentationen

Die unbewussten Bindungsrepräsentationen entwickeln sich aus den anfänglich noch flexiblen kognitiven Repräsentationen des eigenen Selbst und des bindungsrelevanten Anderen durch Erlebnisse und Erfahrungen, die der Mensch vom Anbeginn seines Lebens mit den Bezugspersonen sammelt. Sie enthalten nach Fremmer-Bombik (1995) sowohl affektive als auch kognitive Komponenten und ermöglichen es dem Individuum, aktuelle Ereignisse wahrzunehmen, künftige Ereignisse vorzusehen, und Pläne zu konstruieren und können daher in bindungsrelevanten Situationen als unbewusst verhaltensleitend gelten. Nach Fremmer-Bombik entstehen durch Bindungsrepräsentationen darüber hinaus auch innere Regeln und Regelsysteme, die die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis und den Erkenntnisgewinn des Individuums über die eigene Person und über Bindungsbeziehungen organisieren (vgl.112). Diese Regeln wiederum organisieren ihrerseits Gedanken und Sprache im Hinblick auf bindungsrelevante Erlebnisse.

2.1.2.2 Bindungsstile

Es werden übereinstimmend zunächst drei organisierte Bindungsstile voneinander unterschieden: das *sichere* Bindungsmuster, (Gruppe B) das *unsicher-vermeidende* (Gruppe A) und das *unsicher-ambivalente Bindungsmuster* (Gruppe C). Zudem wurde etwas später das *desorganisierte* Bindungsmuster (Gruppe D) hinzugenommen. Die Bindungsstile werden je nach Altersgruppe unterschiedlich erfasst. Für die jüngsten Kinder im Alter von 12 bis 18 Monaten, längstens jedoch bis zum 5. Lebensjahr, wird der Fremde-Situations-Test durchgeführt, da sich das Bindungsverhalten von jüngeren Kindern in der Regel noch durch Beobachtung klassifizieren lässt. Für Vorschulkinder liegt zudem ein von Gabriele Gloger-Tippelt

entwickeltes Geschichtenergänzungsverfahren vor (Gloger-Tippelt/König 2009). Das Child Attachment Interview (CAI) von Target, Fonagy und Shmueli-Götz (2003) wird in der Altersgruppe der acht- bis dreizehnjährigen Kinder verwendet. Bindung wird hier anhand der Analyse von Sprache und non-verbalem Verhalten erfasst. Durch das Adult Attachment Interview (AAI) existiert darüber hinaus für Jugendliche und Erwachsene die Möglichkeit die Beziehung zu den Eltern rückwirkend zu erfassen. Entwickelt von George, Kaplan & Main (2001), kann über diesen Test in Form eines halbstrukturierten Interviews anhand der Erzählstrukturen der Proband_innen zunächst die Einschätzung der Beziehung zu den Eltern nachvollzogen werden. Darüber hinaus können zudem die allgemeineren Vorstellungen von Beziehungen und Bindungen der Teilnehmer_innen zu weiteren relevanten Bindungspersonen im Sinne der internalen Arbeitsmodelle von Beziehungen erlangt werden (zit. nach Gloger-Tippelt 2001: 102).

(B) Sichere Bindung

Sicher-gebundene Kinder, die durch eine feinfühligere Bezugsperson in ihren ersten Lebensjahren die Erfahrung gemacht haben, dass sie sich darauf verlassen können in bindungsrelevanten Situationen Unterstützung, Schutz und Trost zu erfahren, verfügen über ein vergleichsweise hohes Maß an innerer Sicherheit und Vertrauen. Nach Hédervári-Heller (2011) bewahren sie auch in schwierigen Lebenssituationen eine positive Lebenshaltung (vgl. 66). Ahnert (2011) beschreibt in Anlehnung an Sroufe einen sicheren Bindungsstil als „besonders fördernden Einfluss auf die Identitätsentwicklung“, da sich das Kind als liebens- und beschützenswert erfährt und damit sogar Stresssituationen, die für Mutter (oder abweichende Bindungsperson) und Kind belastend sind, zu einer stärkenden Erfahrung werden können (192). Sie weist zudem auf einen Zusammenhang zwischen sicherer Bindung und der Fähigkeit zur Emotionsregulation hin (vgl. ebd.: 193), da gezeigt wurde, dass sich sicher gebundene Kinder sowohl physisch als auch psychisch signifikant häufiger innerhalb weniger Minuten von Stresssituationen bzw. Trennungssituationen erholen können, da ihre neuropsychologischen Basismechanismen zum Umgang mit negativen Gefühlen, wie Angst, Wut und Trauer stärker ausgeprägt seien (vgl. Hédervári-Heller 2011: 66). Sicher-gebundene Kinder verfügen insgesamt über ein flexibles und breites Verhaltensrepertoire, mittels dessen sie angemessen und kompetent auf ihre eigenen Bedürfnisse sowie auf das Verhalten anderer reagieren können (vgl. Zellmer 2012: 24). Die internalen Arbeitsmodelle der Kinder selbst und der Bindungspersonen sind positiv: Sicher-

gebundene Kinder haben verinnerlicht, dass sie es wert sind geliebt, geschützt und getröstet zu werden. Sie konnten das Gegenüber konstant als hilfsbereit, verlässlich und vertrauenswürdig erfahren. Dadurch können sie in belastenden Situationen Unterstützung erwarten und suchen diese auch aktiv.

(A) Unsicher-vermeidende Bindung

Kinder mit *unsicher-vermeidender* Bindung haben gelernt, emotional belastende Situationen alleine zu bewältigen, da die Bindungsperson ihre Wünsche nach Nähe und Trost weniger feinfühlig beantwortet hat (etwa durch Zurückweisung, offene Feindseligkeit, intrusiv, über- oder unterstimulierendes Verhalten). Dadurch haben sie eine psychische und emotionale (Pseudo-)Autonomie als Strategie entwickelt, um das Bedürfnis nach Nähe, Schutz und Trost durch die Bindungsfigur zu kompensieren. Im Gegenzug konzentrieren sie ihre Aufmerksamkeit stärker auf die selbständige Exploration ihrer Umwelt. Dieses Vermeidungsverhalten ist eine Abwehrmechanismus, um einer eventuellen Zurückweisung durch die Bindungsperson zu entgehen (vgl. ebd). Die internalen Arbeitsmodelle der Bindungsfiguren sind also weniger von Feinfühligkeit geprägt, dafür stärker von Distanz oder emotionaler Kälte. Daraus resultiert, dass unsicher-vermeidend gebundene Kinder sich selbst eher als weniger liebens- und unterstützenswert erfahren und daher dazu neigen, die Bindungsfigur zu idealisieren während sie sich selbst eher ablehnen (vgl. Bowlby 2010: 101). Nach Cassidy (1994, zit. nach Zellmer 2012: 25) teilen die Kinder den Eltern ihre Bindungsbedürfnisse kaum mit, da sie unbewusst nicht mit einer adäquaten Erfüllung rechnen. Die Aufmerksamkeit wird vielmehr auf Sachobjekte wie Spielzeuge oder Aktivitäten gelenkt, um der Bindungsperson zu signalisieren, dass es keine Ansprüche stelle, die dann evtl. zurückgewiesen würden.

(C) Unsicher-ambivalente Bindung

In einem *unsicher-ambivalenten* Bindungsmuster spiegelt sich das widersprüchliche Fürsorgeverhalten der Bindungsperson: Mal haben diese Kinder feinfühliges, mal feindseliges oder zurückweisendes Verhalten als Antwort auf ihr Bindungsbedürfnis erfahren, so dass sie zwar weiterhin den Wunsch nach Nähe und Kontakt verspüren, aber nun selbst mit Zurückweisung oder passiv/depressiv auf die Bindungsperson reagieren (vgl. ebd.) oder auf besonders starke und dramatische Weise versuchen, sich gegenüber einer emotional abwesenden Bindungsperson Gehör zu verschaffen. Ihr Bindungssystem ist oft chronisch aktiviert. Dies führt dazu, dass sie die unbewusste Strategie entwickeln, bei Belastungen unverzüglich

von Explorationsverhalten zu Bindungsverhalten zu wechseln²³. In ihren internalen Arbeitsmodellen von sich selbst ist Abhängigkeit eine zentrale Komponente. Auch finden sich bei diesem Typus häufiger Trennungsängste und Ärger bzw. Wut auf die Bindungsfigur. Nach Bowlby (1988) sei dieses Muster für die Kinder so anstrengend, dass sie oft ihr Explorationsverhalten einschränkten (vgl. Zellmer ebd.). Fremmer-Bombik (1997) schreibt, dass unsicher-ambivalent gebundene Kinder, da es ihnen schwer falle Arbeitsmodelle zu entwickeln, die das Verhalten der Bindungspersonen vorhersagen, häufiger anhänglich und fast permanent damit beschäftigt seien, sich der Nähe und Verfügbarkeit der Erwachsenen zu versichern (vgl. Fremmer-Bombik, zit. nach Zellmer 2012: 25).

Ahnert (2011) fasst für die *unsicher-gebundenen* Kinder zusammen, dass diese sich selbst insgesamt negativer erleben und auch sozial weniger aufgeschlossen sind, als sicher-gebundene Kinder, da ihre Erwartungen an Unterstützung von außen kaum ausgebildet seien (vgl. 192). Dennoch verfügen sie jeweils über konsistente Strategien, um mit Stress- oder Trennungssituationen umzugehen, auch wenn diese im Vergleich mit den *sicher-gebundenen* Kindern nicht ideal entwickelt sind.

(D) Bindungsdesorganisation

Diejenigen Kinder, denen solche Verhaltensstrategien fehlen, werden dem *desorganisierten Bindungsstatus* zugeordnet. Dieser wurde von Main und Solomon (1990) eingeführt, nachdem es immer wieder Kinder in den Testungen gab, die sich nicht eindeutig den drei ursprünglichen Bindungsstilen zuordnen ließen.

Diese Kinder konnten im Laufe ihrer Entwicklung keine konstanten Bindungsmuster organisieren, so dass es in Trennungs- oder Belastungssituationen zu einem Zusammenbruch der Verhaltens- und Aufmerksamkeitsstrategien kommt, die sich nach Hédavári-Heller (2011) u.a. in stereotypem Verhalten, Bewegungsstarren oder Trance-ähnlichen Zuständen äußern können (vgl. 67). Die Bindungsfiguren wurden entweder als verängstigt und schwach oder bedrohlich/beängstigend erlebt (vgl. ebd.).

Vor allem unverarbeitete Traumata, die die Bindungsperson selbst betreffen, können dazu führen, dass sie gegenüber dem Kind nicht konstant verlässlich und feinfühlig genug agieren kann und sich in der Interaktion entweder andauernd aggressiv-

23 Vgl. Grossmann/Grossmann: „Das eingeschränkte Leben - Folgen für die Organisation des Verhaltens und der Gefühle: Bindungsqualitäten und Exploration“ unter: <http://www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/mangelnde-bindung-erfahrung/> (20.03.2015)

feindlich oder hilflos-ohnmächtig verhalten (vgl. Brisch 2003: 108). Etwa 80% der Kinder von Eltern, die selbst an einem unverarbeiteten Trauma leiden, entwickeln den desorganisierten Bindungsstil (vgl. ebd.), der einen bedeutender Risikofaktor für eine gesunde seelische Entwicklung darstellt (vgl. Hédavári-Heller 2011: 67), auch wenn er für sich noch keine klinische Diagnose der Bindungsstörung nach ICD-10 oder DSM-5 begründet. Nach Dornes (1997) gehört zudem ein großer Teil derjenigen Kinder, die Vernachlässigung, Gewalt oder sexuellen Missbrauch erleiden mussten, zu dieser Bindungsgruppe, denen adäquate Handlungsstrategien für bindungsrelevante Situationen fehlen. Grossmann & Grossmann (2005) beschreiben für sechsjährige Kinder mit *desorganisiertem* Bindungsstatus dennoch ein Verhalten, welches als Pseudostrategie anzusehen ist, mit der meist deutlichen emotionalen und/oder körperlichen Nicht-Erreichbarkeit der Bindungsperson umzugehen: Es kommt zu einer Rollenkehr, die sich entweder in extremem Kontroll- oder Fürsorgeverhalten der Kinder gegenüber ihrer Bindungsperson zeigt (116).

Für jene Fälle, in denen eine Bindungsperson durch sexuelle Übergriffe oder Gewalt selbst zum Trauma-Verursacher für das Kind geworden ist, ergibt sich ein besonders schwerwiegendes Dilemma: Das Kind erlebt nicht nur den Gewaltakt als solchen sondern zudem der Verrat durch die Bindungsperson, von deren Schutz und Zuwendung es abhängig ist und der es gleichermaßen ausgeliefert ist. Dieser unauflösbare Widerspruch führt vielfach dazu, dass Erfahrungen abgespalten werden und dadurch nicht mehr bewusst zugänglich sind. Dem Kind fehlt die Möglichkeit, seine Innenwelt, sein Erleben, seine Gefühle wie Wut, Verzweiflung, Angst, Ekel, Trauer, Schuld, Scham und vieles mehr in sprachliche Narrative umzusetzen, und damit auch seine Bindungsstrukturen korrigieren zu können. Es verbleibt damit auf einer Stufe verzerrter Repräsentationen, auch gerade derer der Bindungspersonen, von denen es nur Teilvorstellungen erreichen kann, die von der Beziehungswirklichkeit oft diskrepant sind. Freyd, die zu Trauma und Gedächtnis forscht, formuliert es so:

„Wenn ein Kind, das sexuellen Missbrauch erfährt, darauf auf normale Weise reagieren würde, dann würde es den Vertrauensbruch erkennen und dem Verräter aus dem Wege gehen. Statt dessen muss das Kind den Übergriff ignorieren. Wenn der Verräter die primäre Bezugsperson ist, dann ist es unausweichlich für das Kind, auch weiterhin die Bindung aufrecht zu halten, weil ein Rückzug lebensbedrohlich wäre. Deshalb verlangt das Trauma sexuellen Missbrauchs durch seine besondere

Eigenart, dass Informationen darüber von den mentalen Instanzen, die Bindung und Bindungsverhalten steuern, ferngehalten wird.“ (Freyd 1996: 75 zit. nach Grossmann/Grossmann 2001)

Fehlt nun die Einbettung der traumatischen Erlebnisse in ein sprachliches Repräsentationssystem, können die Bedeutungszusammenhänge dieser Erfahrungen emotional nicht erfasst werden, so dass dies nach Bowlby zur Folge hat, dass die Zuwendungs- und Geborgenheitsbedürfnisse unzugänglich bleiben und sich Wutimpulse unverändert auf die (falschen) Ziele richten, sowie relativ harmlose Situationen unverhältnismäßig angstaussendend wirken, bzw. Feindseligkeit erwartet wird, wo es nicht notwendig wäre (vgl. Bowlby 1995: 110).

2.2 Kontinuität und Veränderung von Bindung

Nach Bowlby (zit. nach Zellmer 2012: 29) neigen die internalen Arbeitsmodelle, die sich in der Kindheit ausprägen zu lebenslanger Stabilität. Das heisst, sie lassen sich durch neue Bindungsbeziehungen nicht kurzfristig beeinflussen, sondern bewirken vielmehr, dass hinzukommende Personen, den bestehenden Modellen angepasst werden, indem die internalen Arbeitsmodelle über den jeweiligen Bindungsstil und die individuellen Bindungsrepräsentanzen das Denken, Fühlen und Verhalten mitbestimmen. Damit nimmt Bowlby (nach Zellmer 2012) nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine personenübergreifende Stabilität der internalen Arbeitsmodelle an und versteht die frühe Eltern-Kind-Bindung somit als „Prototyp für alle späteren engen Beziehungen im Leben, [...] z.B. für Freundschaften oder auch Liebesbeziehungen (Zellmer 2012: 29).

Unter anderem Crittenden (2000) und Vaughn, Egeland, Sroufe und Waters (1979) hingegen vertreten die These, dass die Prozesse der Bindungsentwicklung dynamisch und flexibel auf neue Beziehungserfahrungen reagieren und sich auch von weiteren intrapsychischen und umweltbezogenen Faktoren beeinflussen lassen. Sie gehen davon aus, dass im Verlauf der Kindheit die Arbeitsmodelle des Kindes über sich selbst und die der Bindungsbeziehungen immer komplexer werden und vor allem durch die sprachliche Entwicklung und den kommunikativen Austausch mit seiner Umwelt modifiziert werden. Und auch mit kritischen Lebensereignissen, wie normative Übergänge (z.B. Einschulung) oder Änderungen in der Qualität der elterlichen Partnerschaft (z.B. durch Trennung/Scheidung) unterliegt die Bindungsqualität verschiedenen Einflüssen, die zu einer Änderung beitragen können, wenn dadurch die Interaktionsstrukturen zwischen Eltern und Kind

erheblich verändert würde (vgl. Zellmer 2012: 31f.).

Hieran schließt zunächst auch Fremmer-Bombik an, die das Erreichen der kognitiven Stufe der formalen Operation nach Piaget (1967) als Voraussetzung sieht, um über früher entstandene Modelle durch bestimmte Bindungsbeziehungen nachdenken und sie bewusst verändern zu können (1995: 112f.). Die relative Stabilität der internalen Arbeitsmodelle, beschreibt sie als strukturierten Prozess der Informationsbegrenzung bzw. -erweiterung und befürwortet dann in Anlehnung an Main et.al. (1985) von einer dynamischen Stabilität zu sprechen, die Bindungsrepräsentationen zwar als unter Umständen veränderbar, jedoch mit einer ausgeprägten Neigung zu Kontinuität charakterisiert (vgl. ebd.).

Von einer echten Stabilität kann also nur mit Einschränkungen gesprochen werden. Zudem konnten empirische Studien zur Kontinuität von Bindung nicht immer widerspruchsfrei vorhersagen, dass sich die Bindungsmuster der frühen Kindheit auch in der späteren Kindheit bzw. Adoleszenz wiederfinden. Insgesamt jedoch belegen die verschiedenen Studien, die seit etwa Ende der 1970er Jahre veröffentlicht wurden (vgl. Waters 1978, Scheurer-Englisch 1989, Wartner/Grossmann/Fremmer-Bombik/Suess 1994; Rauh/Ziegenhain/Müller/Wijnroks 2000; Gloger-Tippelt/Gomille/König/Vetter 2002; Ammaniti/Speranza/Fedele 2005; Moss /Cyr/Bureau/Tarabulsky/Dubois-Comtois 2005), dass eine Vorhersage späterer Bindungsmuster durch die frühen Bindungsqualitäten zumindest häufig möglich ist. Die Regensburger Arbeitsgruppe (Zimmermann, Spangler, Schieche & Becker-Stoll 1995) konnte zeigen, dass die internalen Arbeitsmodelle bei etwa 75% der Kinder bis zur Pubertät konstant bleiben. Des Weiteren wurde in den von Grossmann & Grossmann innerhalb der Bielefelder Längsschnittuntersuchung durchgeführten Interviews mit jungen Erwachsenen im Alter von 22 Jahren, die Qualität des sprachlichen Diskurses über erste Erfahrungen in Partnerschaften gemessen. Die Güte dieser Qualität konnte signifikant durch einen zusammengefassten Index aus mütterlicher Feinfühligkeit und Wertschätzung von Bindung mit sechs Jahren vorhergesagt werden (vgl. Grossmann/Grossmann 2001).

Da die empirischen Befunde insgesamt jedoch eher uneinheitlich sind (vgl. Daudert 2000: 20) und der Diskurs darüber sehr kontrovers geführt wird, besteht weiterhin Forschungsbedarf hinsichtlich der Stabilität und Veränderbarkeit von Bindungsrepräsentationen und -mustern.

2.2.1 Bindungsstile im Erwachsenenalter

Mit zunehmendem Lebensalter verlieren Bindungsbeziehungen nach und nach ihre überlebensnotwendige Funktion, wie sie sie für den Säugling und das Kleinkind hatten, da der heranwachsende und erwachsene Mensch immer mehr in der Lage ist, sich in Stress- oder Krisensituationen durch sichere Bindungsrepräsentanzen selbst ein Gefühl von innerer Sicherheit und Geborgenheit zu geben. Doch bleiben Bindungen auch im Erwachsenenalter aus mehreren Gründen bedeutsam: Zum einen üben die in der Kindheit internalisierten Bindungsmuster weiterhin einen großen Einfluss auf die aktuellen Beziehungen und Partnerschaften aus, indem sie als Arbeitsmodelle von Beziehungen das Fühlen, Denken und Handeln prädikieren, zum anderen bleibt das Bedürfnis nach Bindung in Form von Beziehungen, die Verlässlichkeit, Vertrauen, Schutz und Trost spenden, wenn dies nötig ist, auch im Erwachsenenalter bestehen, so dass vor allem Partner_innen, aber auch enge Freund_innen die Rolle der primären und sekundären Bindungspersonen einnehmen. Auch in Beziehungen zwischen Erwachsenen wirken also Bindungsrepräsentationen vom Selbst und vom Anderen, die sich ähnlich wie diejenigen in der Kindheit konstituieren, jedoch mit der Zeit komplexer und personenabhängiger geworden sind.

Berkic (2006: 43) spricht von generellen und spezifischen Arbeitsmodellen, wobei sich beide wechselseitig beeinflussen. Die generellen Arbeitsmodelle beinhalten dabei Vorstellungen von sich und anderen innerhalb von Beziehungen und greifen vor allem auf die frühkindlichen Bindungsrepräsentanzen zurück. Spezifische Arbeitsmodelle beziehen aktuelle Beziehungserfahrungen mit ein und können von Person zu Person unterschiedlich sein. So entsteht nach Crittenden (2000) schließlich ein komplexes dynamisches Netzwerk von Bindungsrepräsentationen, welches auf die kognitiven und neurologischen Reifeprozesse in der Adoleszenz und die stetige Erweiterung des sozialen Umfeldes zurückzuführen ist und deutlich macht, dass die Kontinuität der Bindungsorganisation auch im Erwachsenenalter nicht immer so linear verläuft, wie es die frühen Bindungsforscher dargestellt haben.

2.2.1.1 Bindungsrepräsentationen und Adult Attachment Interview

Um die Muster der Bindungsrepräsentanzen von Erwachsenen zu untersuchen, wird häufig das von George, Kaplan und Main (1985) entwickelte standardisierte, halb-strukturierte, klinische Adult Attachment Interview (AAI) verwendet. Es wird bei

Jugendlichen ab 16 Jahren eingesetzt und soll eine retrospektive Selbstbeobachtung im Hinblick darauf, wie frühere emotionale Bindungen im Gedächtnis und in der Sprache repräsentiert sind, anregen (vgl. Hédavári-Heller 2011: 71).

Es werden 20 Fragen verwendet, die sich vier Kategorien zuordnen lassen:

1. Fragen zum Erleben der frühen Kindheit
2. weitere Fragen zu tiefgreifenden Beziehungserfahrungen
3. Fragen über die Beziehung zum eigenen Kind und
4. Abschlussfragen dazu, wie der/die Befragte den Einfluss der Kindheitserfahrungen auf seine/ihre aktuelle Lebenssituation bewertet (vgl. ebd.: 72).

Die Forschenden gehen davon aus, dass über die sprachliche und inhaltliche Analyse und die Auswertung paraverbaler Merkmale die verinnerlichten Modelle der Bindung zu den Eltern, aber auch von Beziehungen im Allgemeinen, erkennen kann. Anders als durch weniger aufwändige Fragebögen, die sich auf die Erfassung des Bindungsstils beschränken, können durch das AAI mittels Hinzunahme der Analyse der Diskursqualität auch Erkenntnisse über unbewusste Anteile in die Bestimmung der Bindungsqualität mit einfließen, indem sie die Kohärenz der Narrative betrachten und im Besonderen auf den aktuellen mentalen Verarbeitungszustand bezüglich der Bindungspersonen der Kindheit achten (vgl. ebd.).

In Anlehnung an die Klassifikation nach Ainsworth's „Fremde Situation“ wurden auch für Erwachsene vier Bindungsqualitäten unterschieden (Gloger-Tippelt 2001: 114):

(F) Sicheres bzw. autonomes Bindungsmodell

Interviews mit *sicher-autonom* gebundenen Erwachsenen weisen in der Regel eine hohe Kohärenz im Erzählen auf, die Erinnerungen an die Kindheit sind lebhaft und überwiegend positiv. Dabei werden bindungsrelevante Erfahrungen wertgeschätzt und als einflussreich bewertet. Widersprüchliche und unangenehme Gefühle zu Bezugspersonen in der Kindheit können offen und frei berichtet werden. Die Narrationen sind von hoher Reflexivität.

(D) Unsicher-distanziertes Bindungsmodell

Die Interviews von *unsicher-distanziert* gebundenen Personen weisen weniger

Kohärenz auf. Bindungsrelevante Kindheitserinnerungen werden im Interview nur vage berichtet. Bindungsbeziehungen werden eher abgewertet. Trotz erfahrener Zurückweisung finden sich Idealisierungen der Eltern, die jedoch oft angemessenen Beispielen entbehren. Hervorgehoben werden eigene Fähigkeiten, Stärken und Leistungen. Es kommt verhältnismäßig oft zu Störungen oder Unterbrechungen der Interviews.

(E) Unsicher-verstricktes Bindungsmodell

Die Erzählungen *unsicher-verstrickt* gebundener Erwachsener weisen wenig Kohärenz auf, sie sind oftmals widersprüchlich, unzusammenhängend, sehr subjektiv und bisweilen ausschweifend. Emotionen nehmen einen großen Raum ein (Angst, Wut, Ohnmacht etc.). Negative Erfahrungen mit den Eltern werden überbewertet. Es wird eine geringe aktuelle Distanz zu den Erfahrungen mit den Bindungspersonen deutlich, die auf eine Verstrickung hindeutet, die bis ins Erwachsenenalter bestehen blieb.

(U) Nicht-organisierter, unverarbeiteter Bindungsstatus

In den Interviews mit Erwachsenen, deren Bindungsstatus *nicht-organisiert* bzw. *unverarbeitet* ist, zeigt sich ein hoher Grad an verbaler und gedanklicher Inkohärenz. Besonders die Narrative über Verluste, Missbrauch, Gewalt etc. sind von mentaler Desorganisation betroffen. Logische Fehler oder Versprechen kommen häufig vor, aber auch irrationale Anteile, wie z.B. den Todesfall einer Bindungsperson selbst verschuldet zu haben, zeigen sich vergleichsweise häufig. Es wird davon ausgegangen, dass diesem Bindungsstatus zumeist unverarbeitete traumatische Erlebnisse zugrunde liegen.

Einer weiteren Kategorie (*Cannot classify*) werden diejenigen Interviewteilnehmer_innen zugewiesen, die jeweils vermeidende als auch verwickelte Anteile zeigen und daher nicht eindeutig einem der beiden unsicheren Bindungsmodelle entsprechen. Die folgende Abbildung zeigt nun die Verteilung der kindlichen Bindungsmuster neben den Bindungsrepräsentationen der Erwachsenen. Es handelt sich hierbei um unterschiedliche Kohorten.

Bindungsmuster des Kleinkindes	Bindungsrepräsentation der Erwachsenen
B – sicher (65%)	F – sicher, autonom (45-55%)
A – unsicher-vermeidend (20-25%)	D – unsicher-distanziert (20-25%)
C – unsicher-ambivalent (10-25%)	E – unsicher-verwickelt (10-15%)
D – desorganisiert (10-25%)	U – unverarbeitet (15-29%)

Tab. 2: Parallelität von kindl. Bindungsmustern und erwachsenen Bindungsrepräsentationen

Es wird deutlich, dass sie sich prozentual kaum unterscheiden. Dennoch wird nach Hédavári-Heller nicht davon ausgegangen, dass die Bindungsrepräsentanzen im Erwachsenenalter ausschließlich durch die frühkindlichen Erfahrungen mit den Bindungspersonen determiniert sind, sondern bedeutend dadurch beeinflusst werden, in welchem Maß der Mensch seine gemachten Erfahrungen reflektieren konnte, wie er also „über die frühen Erfahrungen denkt und sie bewertet“ (2011: 74).

2.3 Zwischenfazit

Vor dem Hintergrund der Sekundäranalytischen Auswertung der Studie zu Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen²⁴ (vgl. Schröttle/Ansorge 2008) und den bindungstheoretischen Erkenntnissen zur Entwicklung internaler Arbeitsmodelle, kann geschlussfolgert werden, dass sich insbesondere frühkindliche Gewalterfahrungen durch die Eltern traumatisch auf die Entwicklung des kindlichen Selbstkonzeptes und auf die Erwartungen an bindungsrelevante Andere auswirken. Im Gegenteil korreliert verlässliche Feinfühligkeit der Bindungspersonen gegenüber dem Kind mit einem positiven Selbst- und Fremdbild, welches ebenfalls nachhaltige Auswirkungen auf die Fähigkeit hat, später Beziehungen führen zu können, die von Empathie, Wertschätzung, gegenseitiger Unterstützung aber auch Selbständigkeit geprägt sind. Ein sicherer Bindungsstil und damit zusammenhängende positive interne Arbeitsmodelle senken das Risiko später zum Opfer von Gewalt in Partnerschaften zu werden.

Die erste Hypothese, dass aus den frühkindlichen Bindungserfahrungen eines Mädchens generelle Arbeitsmodelle von Beziehungen entstehen und dass diese einen Einfluss auf die Qualität späterer Paarbeziehungen haben, kann also bestätigt werden. Auch die zweite Hypothese, die einen Zusammenhang zwischen dem Grad der Verletzungsoffenheit für Gewalterfahrungen in Partnerschaften von jungen

²⁴ Welche u.a. besagt, dass für junge Frauen bis 25 Jahre ein niedriger sozio-ökonomischer Status ebenso wie niedrige Bildungsressourcen, hauptsächlich jedoch das Vorhandensein von gewaltsamen Kindheitserfahrungen, hoch signifikant mit der Betroffenheit von Gewalt durch den Partner verknüpft sind (vgl. Schröttle/Ansorge 2008, 2014).

Frauen und den spezifischen frühkindlichen Bindungserfahrungen belegen will, wobei ein sicherer Bindungsstil als ein bedeutsamer Schutzfaktor vor Gewalterfahrungen in späteren Paarbeziehungen gelten kann und ein desorganisierter Bindungsstil das Risiko in späteren Paarbeziehungen Gewalt zu erfahren, erhöht, ist anhand obiger Ausführungen nachvollziehbar geworden. Jedoch gilt die Einschränkung, dass die Entwicklung eines Mädchens, dessen Kindheit von elterlicher bzw. väterlicher Gewalt geprägt war, zu einer von Beziehungsgewalt gefährdeten Jugendlichen und später erwachsenen Partnerin gerade über die Bindungstheorie als Erklärungsmodell zwar als wahrscheinliche, nicht jedoch als zwangsläufige Perspektive zu sehen ist.

Da auch innerhalb der Bindungstheorie selbst der deterministische Charakter der Bindungsentwicklung, der zumindest anfänglich noch postuliert wurde, mittlerweile zugunsten eines multifaktoriellen Modells von Einflussfaktoren, die die Bindungsqualitäten auch im Verlauf der späten Kindheit und Jugend noch beeinflussen können, abgelöst wurde, können die Bindungsrepräsentanzen einer erwachsenen Frau nicht 1:1 auf ihre frühkindlichen Bindungserfahrungen zurückgeführt werden, wenngleich ein deutlicher Einfluss plausibel belegt wurde.

Das Konzept der Reflexiven Kompetenz nach Peter Fonagy und Mary Target (2005), welches die Fähigkeit zur Mentalisierung in ihrer Funktion als Bewältigungsmechanismus hinsichtlich der Emotionsregulation herausstellt, beschreibt eine mögliche nachträgliche Einflussnahme auf den Bindungsstatus. Obgleich die Mentalisierungsfähigkeit zunächst auch innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung ihre Wurzeln hat, also ebenfalls auf eine sichere Bindung rekurriert, kann sie in Form von reflexiver Bewusstmachung der eigenen Bindungserfahrungen im Laufe des Lebens auch in anderen Settings (enge Peerbeziehungen, Beratung, Psychotherapie) erworben werden und einen positiven Einfluss auf Bindungsorganisation und innere Arbeitsmodelle ausüben.

Auch birgt die Lebensphase der Adoleszenz, als ein besonders sensibler und - neben der körperlichen, auch hinsichtlich der emotionalen, moralischen und intellektuellen Entwicklung - veränderungsoffener Lebensabschnitt, ein mehrdimensionales transformatorisches Potential, welches im folgenden Kapitel genauer dargestellt und diskutiert werden soll.

Es wird dabei nicht nur der Frage nachgegangen, inwiefern die Phase der Adoleszenz prädestiniert ist, frühere defiziente Bindungserfahrungen sowohl einer

konstruktiven Bearbeitung und Modifikation zugänglich zu machen, als auch die bestehenden Arbeitsmodelle möglicherweise zu stabilisieren. Zudem soll betrachtet werden, in welcher Art kulturelle Einflüsse auf Adoleszenzverläufe wirken und welche Intentionen dahinter stehen.

3. Adoleszenz

Die Begriffe Adoleszenz und Jugend werden in einigen Fachdisziplinen nicht trennscharf voneinander, bisweilen sogar synonym, verwendet (King 2013: 20). So schlagen einige Autoren vor, die Phase vom 12. bis zum 18. Lebensjahr als Jugendphase, die anschließende Zeit bis zum 21. Lebensjahr als Adoleszenz zu bezeichnen, an die sich dann die Nach-Jugendphase bzw. Postadoleszenz anschließe (vgl. Hurrelmann 1999: 50). Für empirische Studien wird der Jugendbegriff oft ähnlich operationalisiert; in eine *pubertäre Phase* (12-17 Jahre), eine *nach-pubertäre Phase* (18-21) und eine *junge Erwachsenenphase* (21. Lebensjahr bis zum Abschluss der Erstausbildung bzw. ca. bis Ende des zweiten Lebensjahrzehnts) (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 24). Andere Autoren nutzen eher den Adoleszenz-Begriff, und zwar für die gesamte Phase, die zwischen Kindheit und Erwachsenenalter liegt (Trautner 1991). Das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG/SGBVIII, §7) definiert Jugend wie folgt:

„Im Sinne dieses Buches ist 1. Kind, wer noch nicht 14 Jahre alt ist, (...) 2. Jugendlicher, wer 14, aber noch nicht 18 Jahre alt ist, 3. junger Volljähriger, wer 18, aber noch nicht 27 Jahre alt ist.“ (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 24)

Abhängig von der fachspezifischen Perspektive bleibt jedoch oft unklar, bis zu welchem Alter sich die Jugendphase oder Adoleszenz, gerade in westlichen Gegenwartsgesellschaften, ausdehnen kann, da jugendliche Werte und Verhaltensweisen auch immer mehr von Erwachsenen gelebt und gesellschaftlich sogar gefordert werden, so dass es zwischen Post-Adoleszenz und Erwachsenenalter zumindest hinsichtlich der Lebenseinstellung, der Freizeitgestaltung und der gesellschaftlichen Normen bezüglich des äußeren Erscheinungsbildes (modisches, jugendliches Aussehen als Ideal) ein Ineinanderfließen gibt.

Für den wissenschaftlichen Diskurs lässt sich feststellen, dass der Begriff Adoleszenz im Gegensatz zum Jugendbegriff weitaus häufiger in erziehungswissenschaftlichen, psychologischen, psychoanalytischen oder

soziologischen Werken vorzufinden ist, also dort, wo die psychische mit der soziologischen Dimension in der Analyse verbunden wird, oder anders ausgedrückt, wo die soziale Konstituiertheit des Psychischen von Interesse ist (vgl. King 2013: 32).

Der Adoleszenzbegriff wird also vor allem dort verwendet, wo nicht eine enggefaste Lebensphase gemeint ist, die mit dem Begriff der Jugend ihre altersabhängigen Grenzen und innerhalb dessen, mit der *Pubertät*, ihre biologische Funktion erhält, sondern, wo „zudem auf eine *potentielle Qualität* dieser Übergangsphase, nämlich ein *psycho-sozialer Möglichkeitsraum*“ (ebd.: 39, Herv. i. O.) verwiesen wird, durch den der Adoleszenz als ein Prozess der Individuierung und Integration eine zentrale Bedeutung für das Heranwachsen junger Menschen in gegenwärtigen Gesellschaften zugesprochen wird (vgl. ebd.). Dieser Möglichkeitsraum bzw. dieses psychosoziale Moratorium ist typisch für moderne Gesellschaften, und bedeutet, dass Entwicklung und Individuierung durch Experimentieren und ohne zu starre Reglementierung geschehen darf.

Historisch betrachtet, hat sich die Adoleszenz als Phase des geschützten Sich-Ausprobierens aus dem Bildungsmoratorium der westlichen frühen Moderne (vgl. Bosse 2000: 51f.) entwickelt, welches zunächst nur den städtisch-lebenden, männlichen Angehörigen der oberen Schichten vorbehalten war. Seit etwa der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich die Adoleszenz in ihrer Funktion als Bildungsmoratorium aufgrund des wirtschaftlichen Wohlstandes und des technisch-ökonomischen Wandels „universalisiert“ und steht seither in gewissem Maße auch weiblichen Heranwachsenden und Jugendlichen unterer Schichten sowie der jungen Landbevölkerung offen (vgl. King 2013: 41). Gleichzeitig entwickelte sich die recht einseitig auf Bildung/Ausbildung ausgerichtete Jugendphase mit der Zeit von der eindeutigen Statuspassage (beruflich, sozial) zu einer biographischen Epoche mit weit mehr Ausgangsmöglichkeiten und Verläufen, in denen sich nach Fuchs (1983) auch gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse (u.a. kulturelle Liberalisierung, Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt durch Abschied von der Industriegesellschaft hin zu einer Dienstleistungs- bzw. Informationsgesellschaft) spiegeln (vgl. 341). Obwohl Klassen- und Schichtzugehörigkeiten noch immer eine offensichtliche Determinante bezüglich der Ressourcenverteilung (Bildung, kulturelles und sozio-ökonomisches Kapital) darstellen, vertritt u.a. Beck (1986) in seinem Werk „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ die These, dass sich Lebenslagen und Lebensstile insofern pluralisiert haben, dass das Individuum selbst

zum Zentrum seiner eigenen Lebensplanung und Lebensführung geworden ist (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Jugendforschung 1990: 11). Biographische Entscheidungsprozesse können und müssen in Eigenverantwortung getroffen werden, dies bedeute Chance und Risiko zugleich (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 50).

Neben dieser, den inneren Strukturwandel der Lebensphase „Jugend“ reflektierenden, individualisierungstheoretischen Perspektive, wie sie gerade angerissen wurde, schreiben Hurrelmann und Quenzel (1999) der Adoleszenz darüber hinaus einen „eigenen Stellenwert im menschlichen Lebenslauf“ (288) zu, der nach King (2013) eine auf mehreren Ebenen „weichenstellende“ Funktion bzw. „Scharnierfunktion“ in der Biografie einnimmt, und zwar vor allem für die Bereiche des Psychischen, der sozialen Identität, der Geschlechterbeziehungen und für die Aushandlung generativer Prozesse (vgl. 42). Sie spricht von einer „Chancenstruktur“ des adoleszenten Möglichkeitsraumes, der die Voraussetzungen dafür liefere, ob und wie sich Individuierungsprozesse vollziehen können (vgl. ebd.: 43). So wird Adoleszenz bzw. die Möglichkeit auf ein adoleszentes psycho-soziales Moratorium zu einer Ressource, die nicht allen jungen Menschen, auch nicht denen in westlichen Gegenwartsgesellschaften, gleichermaßen zusteht. Dieser Zusammenhang wird später noch weiter ausgeführt.

Zunächst wird die Bedeutung der Adoleszenz aus psychoanalytischer, entwicklungspsychologischer und (geschlechter-)soziologischer Perspektive betrachtet. Dafür soll herausgearbeitet werden, inwiefern Adoleszenz aus psychoanalytischer und soziologischer Sicht als zweite Chance gesehen werden kann, wie sich Identität in der Adoleszenz entwickelt und zudem, unter welchen gesellschaftlichen Einflüssen diese Entwicklung geschieht. Besondere Schwerpunkte liegen auf der Charakterisierung weiblicher Adoleszenz, der historisch gesehen erst seit wenigen Jahrzehnten Beachtung geschenkt wird, und der Frage danach, wie sich die gesellschaftliche Reproduktion ungleicher Machtverhältnisse im Geschlechterverhältnis auf die Entwicklung einer weiblichen Lebensperspektive auswirkt und inwiefern weibliche Identitätskonzepte nicht nur die individuellen, entwicklungsbezogenen Erfahrungen (z.B. Bindungserfahrungen) sondern über den inkorporierten Habitus auch die gegenwärtigen gesellschaftlichen Widersprüche, Forderungen, Möglichkeiten und Begrenzungen spiegeln, die in der Gegenwart auf Mädchen und junge Frauen einwirken.

3.1 Adoleszenz und Psychoanalyse

Die Auseinandersetzung mit zentralen Elementen der Psychoanalyse nach Sigmund Freud (1856-1939) soll an dieser Stelle aus drei Gründen erfolgen: Das nächste Etappenziel in dieser Arbeit ist es, die Bedeutung und den Charakter der Lebensphase Adoleszenz herauszuarbeiten. Eine Besinnung auf grundlegende psychoanalytische Entwicklungsmodelle kann hier hilfreich sein, diese Spanne im lebensgeschichtlichen Kontext zu erfassen und Zusammenhänge zu früheren kindlichen Entwicklungsphasen und den ihnen zugehörigen notwendigen Konflikten herzustellen. Darüber hinaus bildet die freudsche Psychoanalyse den zentralen Bezugspunkt für die ethnomethodologische Perspektive der Werke Mario Erdheims, die vor allem für die Charakterisierung der eingangs vermuteten gesellschaftlichen Widersprüche, denen Adoleszenz gegenwärtig unterliegt, herangezogen werden. Die Schaffung einer gewissen begrifflichen Basis ist auch daher zu Beginn dieses Kapitels unverzichtbar. Auch in späteren Kapiteln werden immer wieder Rückbezüge zu Freud vorgenommen, da im Besonderen die Werke von Erikson zu Identität, aber auch eine Vielzahl weiterer Theoretiker_innen anderer Disziplinen, auf seine Begriffe, Konzepte und die darum entstandenen Diskurse rekurren. Der Hauptgrund für die Wahl, Adoleszenz und die zugehörigen Entwicklungsprozesse des Subjekts und seine Wechselbeziehung mit der es umgebenden Umwelt (Kultur und Gesellschaft), aus einem psychoanalytischen Blickwinkel anzugehen, liegt jedoch in der Tatsache begründet, dass ein besonderes Erkenntnisinteresse dieser Arbeit in der Berücksichtigung des Unbewussten liegt, für welches Freud den originären Anstoß gab. Ohne das Moment des Unbewussten, bleiben Verstehenszugänge und Analysefolien im Hinblick auf weibliche Adoleszenz, Individuation und Identitätsbildung zwangsläufig oberflächlich und in ihrem Erklärungswert geschwächt. Dennoch wird mit Christa Rohde-Dachser (1992) am Ende des Kapitels eine kritische Reflexion erfolgen. Es soll aufgezeigt werden, wie die freudsche Sichtweise auf das Weibliche daran mitwirkt, eine geschlechterpolarisierende, patriarchale und normative Sichtweise auf Entwicklungsprozesse zu stützen und zu reproduzieren.

3.1.1 Grundbegriffe der Psychoanalyse

Im folgenden Kapitel sollen grundlegende psychoanalytische Begriffe und Modelle vorgestellt werden, anhand derer zum einen das psychoanalytische Verständnis der Lebensphase Adoleszenz herausgearbeitet wird und zum anderen eine

Verständnisgrundlage für später erfolgende psychoanalytisch begründete Argumentationen geschaffen wird.

3.1.1.1 Instanzenmodell

Freud gliedert in seinem 1923 erschienen Werk „Das Ich und das Es“ die menschliche Psyche in drei Instanzen bzw. strukturelle Einheiten: Das Es, als Lustprinzip, gilt als ursprüngliche Instanz, welcher alle menschlichen Triebe zugeordnet sind. Das Ich, als Realitätsprinzip, welchem das bewusste Erleben, Denken und Planen zugesprochen wird, und schließlich das größtenteils unbewusste Über-Ich, welches dem Moralitätsprinzip entspricht, und von Freud auch als „Gewissensinstanz“ bezeichnet wurde (vgl. Freud 1924: 399). Das Über-Ich wird über das Gewissen und die darin internalisierten Normen, Werte und Gebote der Eltern zum einen zu einer strafenden Instanz, zum anderen zu einer belohnenden Instanz (vgl. Freud 1986: 52), wenn sich Ich und Ich-Ideal in Übereinstimmung miteinander befinden. Das Ich-Ideal wird im Laufe der Entwicklung neben dem Gewissen als zweite Seite des Über-Ichs ausgebildet, die das richtige Erleben und Verhalten anstrebt, wie es durch das Wertesystem der frühen Bezugspersonen vermittelt wurde. Es begünstigt die Triebabwehr. Das Ich kann in einen Konflikt geraten, wenn Triebimpulse aus dem Es vom Über-Ich abgewehrt werden müssen. Diese Triebimpulse wurzeln in der Libido, die Freud als Substrat der Umwandlung des Sexualtriebs ansieht²⁵. Das Ich befindet sich nach Freud permanent in einem Vermittlungs- und Entscheidungsprozess zwischen Es und Über-Ich. Dabei ist eine gewisse Unterdrückung bzw. Abwehr der Triebimpulse notwendig um zivilisiert und solidarisch mit anderen Menschen zusammenleben zu können. Eine zu groß ausgeprägte Kompromissbildung zugunsten des Über-Ichs führe jedoch zu neurotischen Spannungen bzw. psychosomatischen Symptomen.

3.1.1.2 Triebabwehr

Das klassische Konzept der Triebabwehr geht auf Anna Freud zurück, die in ihrem 1936 erschienenen Werk „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ zeigt, dass diese Abwehrmechanismen nicht grundsätzlich pathologisch zu sehen sind, sondern „einen Gleichgewichtszustand zwischen der inneren und äußeren Welt schaffen sollte[n], zwischen inneren und äußeren Anforderungen“ (Elrod 1991:1101). Wenn nun Triebregungen aus dem Es in das Ich vordringen, so besteht die Möglichkeit,

²⁵ Vgl. <http://www.ploecher.de/2003/12PA-2003/Freud.pdf> (09.04.2015)

die dadurch entstehenden Spannungen durch ein entsprechendes Lusterlebnis zu befriedigen, Anna Freud bezeichnet die Triebregungen dennoch als „feindliche Einfälle ins Ich“ (A. Freud 2000: 17), da sie in den meisten Fällen nicht ohne Rücksicht auf ethische und moralische Gebote ausgelebt werden können und daher abgewehrt werden müssen. Das Ich empfindet diese Triebeeinfälle als angstausslösend und versucht sie abzuwehren.

Nach Laplanche und Pontalis (1999) wird Abwehr definiert als die

„Gesamtheit von Operationen, deren Finalität darin liegt, jede Modifikation einzuschränken oder zu unterdrücken, die geeignet ist, die Integrität und die Konstanz des biopsychologischen Individuums zu gefährden. Soweit das Ich sich als Instanz konstituiert, die diese Konstanz verkörpert und sie aufrechtzuerhalten versucht, kann es als passiver und aktiver Faktor dieser Operation beschrieben werden. Allgemein richtet sich die Abwehr gegen einen inneren Reiz (Trieb) und elektiv gegen einen an Vorstellungen gebundenen Reiz (Erinnerungen, Phantasien), gegen eine bestimmte Situation, die diesen Reiz auslösen kann, soweit er mit diesem Gleichgewicht unverträglich und daher für das Ich unlustvoll ist. Die unlustvollen Affekte, Motive oder Abwehrsignale können ebenso deren Gegenstand sein. Der Abwehrvorgang besteht aus mehr oder weniger in das Ich integrierten Abwehrmechanismen. Gekennzeichnet und durchdrungen vom Trieb, gegen den sie sich letztlich richtet, nimmt die Abwehr oft ein zwanghaftes Gepräge an und geht, mindestens teilweise, unbewusst vor sich.“ (Laplanche/Pontalis 1999: 24)

Im Hinblick auf kindliche Abwehrreaktionen spricht Wolfgang Mertens (1997) von Angst, Scham und Schuld als „Signalaffekte“, denen zunächst mit „bewusstseinsfähigen Maßnahmen“, später dann mit automatisierten Abwehrmechanismen begegnet wird. Er begründet die Bedeutung der Abwehrreaktionen damit, dass bei ihrem Fehlen, das Kind eine „traumatische Überstimulierung des Selbst“ erleben würde, indem es mit unerträglichen Angst-, Scham- oder depressiven Affekten überflutet würde (Mertens, 1997: 64) Da nach Mertens bereits schon übermäßige Kritik oder Liebesentzug als Strafe bzw. Reaktion auf das kindliche Temperament Scham oder Angst auslösen können, die zu einer Abwehr führen, ist naheliegend, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit oder auch das Miterleben von Gewalt, ebenfalls zu starken Abwehrreaktionen führen muss.

3.1.1.3 Abwehrmechanismen

Anna Freud (2000) beschreibt insgesamt 13 verschiedene Möglichkeiten der Triebabwehr²⁶, von denen die Verdrängung die wirksamste und gefährlichste ist, da sie bedrohliche oder unerwünschte Triebimpulse und die damit einhergehenden Gefühle nachhaltig aus dem Bewusstsein verbannt und somit einer Kontrolle durch das Ich entzieht (vgl. 38).

Die neben der Verdrängung existierenden sekundären Abwehrmechanismen dienen ebenfalls der Verdrängung, indem sie verhindern, dass bereits verdrängte Impulse wieder in das Bewusstsein zurückgeführt werden können (vgl. Stemmer-Lück 2004: 84).

Stavros Mentzos (2005) unterscheidet vier Ebenen der intrapsychischen Abwehr, wobei die erste und zweite Ebene mit (eher) unreifen Reaktionen, die dritte mit neurotischen und erst die vierte mit reifer Abwehr beschrieben werden:

1. Ebene (unreife Abwehr)	Psychotische, wahnbildende Projektion (u.a. Verfolgungswahn), psychotische Verleugnung, Spaltung, Introjektion
2. Ebene (eher unreife Abwehr)	Nicht-psychotische Projektion, Identifikation mit dem Angreifer
3. Ebene (psychoneurotische Abwehr)	Intellectualisierung, Affektualisierung, Rationalisierung, Affektisolierung, Ungeschehenmachen, Reaktionsbildung, Verschiebung, Verlagerung, Wendung gegen das Selbst, Verdrängung im engeren Sinne (u.a. Amnesie)
4. Ebene (reife Abwehr)	Sublimierung

Tab. 3: Abwehrmechanismen nach S. Mentzos (Neurotische Konfliktverarbeitung 2005: 60-65)

Neben den oben vorgestellten Abwehrmechanismen führt der Ethnopschoanalytiker Paul Parin in seinem Buch „Der Widerspruch im Subjekt“ (1992) eine weitere Möglichkeit des Ich an, Angst zu kompensieren bzw. zu entgehen, indem es eine unbewusste Anpassung vornimmt. Diese beschreibt er als „Identifikation mit der Ideologie der (sozialen) Rolle“ (Parin 1992: 96). Dadurch, dass das Ich sich mit den gesellschaftlich determinierten ideologischen Rollenzuschreibungen identifiziert, erfährt es eine Verminderung seiner Verlassenheits- und Trennungsängste, die auf die Urangst zurückgehen, allein nicht überlebensfähig zu sein (vgl. ebd.:125).

²⁶ Verdrängung, Verleugnung, Projektion, Identifikation mit dem Aggressor, Ungeschehenmachen, Wendung der Aggression gegen die eigene Person, Verschiebung, Reaktionsbildung, Verneinung, Konversion, Spaltung, Isolierung vom Affekt, Rationalisierung

3.1.1.4 Phasenmodell der psychosexuellen Entwicklung

Die psychosexuelle Entwicklung beschreibt Freud anhand fünf zeitlich voneinander abzugrenzenden und kulturunabhängiger Phasen, in denen sich die Ich-Reifung und die damit einhergehende Beherrschung der Triebe vollzieht. Er ordnet den jeweiligen Phasen dabei spezifische libidinöse Impulse, Arten des Lustgewinnes, Abwehrmechanismen und Konflikte zu.

Neben der *oralen* Phase (1. Lebensjahr), der *anal*en Phase (2.-4. Lebensjahr), der *phallischen* Phase (4.-7. Lebensjahr), in denen die sexuelle Entwicklung ihren ersten Schub erhält (vgl. Freud 1905: 100), beschreibt er die Phase der *Latenz* (7.-12. Lebensjahr), in der diese durch Verdrängung vorerst zum Stillstand kommt. Die libidinöse Energie richtet sich durch Sublimierung und Reaktionsbildung vermehrt auf intellektuelle Interessen bzw. löst eine Sexualhemmung aus, die dazu dient dem während der phallischen Phase erlebten ödipalen Konflikt mit der Errichtung einer Inzestschranke (vgl. Freud 1905: 86) entgegenzusteuern, um damit die Mutter bzw. den Vater „ausdrücklich von der Objektwahl aus[zu]schließen“ (vgl. ebd.).

3.1.2 Genitale Phase

Nach dem ersten Schub der sexuellen Entwicklung wie oben beschrieben in den ersten Lebensjahren eines Kindes seinen Anfang, und wurde dieser in der Latenzzeit vorerst unterbrochen, so setzt der zweite Schub nach Freud mit der Pubertät ein (vgl. Freud 1905: 100), die die *genitale* Phase (12.-20. Lebensjahr) einläutet und dazu führt, dass verdrängte Inhalte dem Bewusstsein erneut zugänglich werden. Der ödipale Konflikt wird wiederbelebt. Erdheim erläutert, dass die in der Latenz zu Zärtlichkeit umgewandelten sexuellen und aggressiven Gefühle des Kindes, nun wiederum als sinnliche auftreten, die sich erneut an denselben Objekten, also den Eltern, wie zuvor festmachen (vgl. Erdheim 1982: 274). Das ödipale Dreieck „konstelliert sich von neuem, wobei aber das Individuum nun über ganz andere Kräfte und Fähigkeiten verfügt, als damals das Kind. Der ödipale Traum könnte nun Wirklichkeit werden: Der Knabe würde die Mutter erobern und den Vater töten, das Mädchen den Vater gewinnen und die Mutter besiegen“ (ebd.). Hier kommt der Kultur eine entscheidende Bedeutung zu, die über das Inzesttabu die Loslösung des jungen Menschen von den „ersten Liebes- und Aggressionsobjekten“ erzwingt (vgl. ebd.).

Schuster und Springer-Kremser (1997) beschreiben die Entwicklungsaufgaben der

Adoleszenz als „Lösung vom ödipalen Elternteil und die Ausbildung einer bleibenden Trieborganisation in einer geschlechtsgerechten Ausarbeitung von Femität und Maskulinität“ (122). Die Jugendlichen sind hin- und hergerissen zwischen Triebimpulsen auf der einen, und Angst- und Schuldgefühlen auf der anderen Seite. Auch hier greifen wieder Abwehrmechanismen, von denen nach A. Freud (2000) die Intellektualisierung und die Askese besonders bedeutsam sind. Blos (1973) beschreibt die Intellektualisierung als Mechanismus der Aggressionsabfuhr, indem Triebvorgänge durch enge Verbindung mit Vorstellungsinhalten zugänglich und beherrschbar gemacht werden können. Die Askese bedeutet ein Verboten jeglicher Triebregungen und kann bisweilen masochistische Züge annehmen, wie zum Beispiel extremes Fasten, extreme körperliche Anstrengung oder abnormale Essgewohnheiten. A. Freud (2000) zählt neben diesen beiden Mechanismen noch die Verhärtung, die Hassliebe und die Abwehr durch Rückzug und durch Regression zu den adoleszenztypischen Reaktionen.

Eine bedeutende adoleszente Entwicklungsleistung ist es also, ein Körperbild zu entwickeln, welches die nun physisch reifen Genitalien miteinschließt und neben der Verschiebung der „Besetzungsenergien“ (Blos 1973 in: Seiffge-Krenke 2004: 145) von den Eltern zu den Freunden, auch erste romantische Partner_innen als enge Bezugspersonen zu etablieren.

3.1.2.1 Objektverschiebung

Diesen Prozess konnte Seiffge-Krenke (2004) in einer Längsschnittstudie mit 112 jungen Erwachsenen und ihren Eltern nachweisen, indem sie untersuchte, ob und wie es innerhalb der Adoleszenz zu einer systematischen Verschiebung der Prioritäten, bezogen auf die subjektive Bedeutung von Beziehungspartner_innen kommt, wobei Beziehungspartner_innen sowohl die Mutter, der Vater, gleichgeschlechtliche Freunde oder romantische Partner_innen sein können. Überwiegend zeigt sich ein Verlauf, der von den Eltern als wichtigste Unterstützer, über die Peers zu den Liebespartner_innen führt. Romantische Partner_innen werden demnach mit zunehmendem Alter der Jugendlichen immer wichtiger und nehmen als Unterstützungspartner ab dem Alter von ca. 17 Jahren einen noch höheren Stellenwert als Freunde ein (vgl. Seiffge-Krenke 2004: 147). Zu diesem idealtypische Verlauf, der aus psychoanalytischer Sicht einer geglückten genitalen Entwicklung entspricht, gehören (innere und äußere) Konflikte unabdingbar dazu,

sind also ein Charakteristikum adoleszenter Entwicklungsprozesse. Störanfällig ist oben beschriebener Verlauf, also die Ablösung von den Eltern, über die Peers zu einer glückenden romantischen Partnerschaft u.a. dann, wenn die Beziehung der Eltern in der Kindheit sehr konfliktrichtig war (wenig Zärtlichkeit, wenig Kommunikation, viele Konflikte) oder aber Mutter (oder Vater) in der (Spät-)Adoleszenz nicht bereit sind sich aus ihrer Rolle als Unterstützer_in langsam heraus zu entwickeln. Ein unsicheres inneres Arbeitsmodell bzw. ein unsicher-ambivalenter Bindungsstatus erhöhen ebenfalls das Risiko für „ängstliche Liebe“ im Alter von 21 Jahren (vgl. Seiffge-Krenke 2004: 151), die mit weniger ausgeprägten Gefühlen von Zuneigung, wenig sozialer Unterstützung, widersprüchliche Gefühle, mehr Angst vor Nähe aber auch Eifersucht einhergeht (vgl. ebd.).

Dies kann ein Hinweis darauf sein, dass unsicher-ambivalent gebundene Jugendliche eine erhöhte Vulnerabilität aufweisen, in ersten Partnerschaften häufig weniger positive Erfahrungen zu machen als sicher-gebundene Heranwachsende, wobei an dieser Stelle noch kein deutlicher Zusammenhang zu späteren Gewalterfahrungen zu sehen ist und auch der Geschlechteraspekt wiederum noch nicht berücksichtigt ist.

3.1.3 Adoleszenz als zweite Chance?

Neben den nach der Latenz wiedereinsetzenden ödipalen bzw. inzestuösen Triebimpulsen, die einen bedeutenden Teil der inneren Konflikte des heranwachsenden Menschen verursachen (vgl. Freud 1905: 86f.) und denen mit Abwehrmechanismen und Inzestschranke begegnet wird, eröffnet die Adoleszenz nach der Meinung etlicher psychoanalytischer Autoren jedoch ebenso die Möglichkeit, verdrängtes Material aus der Kindheit wiederzubeleben und umzustrukturieren. Bereits 1962 schreibt Peter Blos in „Adoleszenz: Eine psychoanalytische Interpretation“:

„Es ist noch zu wenig beachtet worden, dass die Adoleszenz nicht nur trotz, sondern eher wegen ihres emotionalen Aufruhrs oft eine Spontanheilung für schwächende Kindheitseinflüsse bietet, und dem Individuum Gelegenheit gibt, Kindheitserfahrungen, die seine fortschreitende Entwicklung bedroht haben, zu modifizieren und zu korrigieren.“ (Blos 1962: 23)

Blos begründet dies mit den fundamentalen Umbrüchen, die mit der emotionalen Reorganisation des „Ich“ während der Adoleszenz einhergehen, und benennt Identifizierungen und Gegenidentifizierungen als weichenstellende Einflüsse für die

Umformung defizienter oder unvollständiger früherer Entwicklungen (vgl. ebd.).

Unter Rückgriff auf Kurt Eissler (1966), der die Pubertät als eine „zweite (und in den meisten Fällen letzte) Chance“ bzw. als eine „Frist, die Lösungen, die er während der Latenzzeit als direkte Reaktion auf den ödipalen Konflikt gefunden hat, zu revidieren“ ansieht (868), spricht auch Erdheim (2002) von der Adoleszenz als einer Phase, in der es für das Individuum zu einem Wandel der bedeutungsgebenden Strukturen kommt (vgl. 88). In seinem Artikel „Die Veränderung der bedeutungsgebenden Struktur durch Adoleszenz und Therapie“²⁷ beschreibt Erdheim (2002) drei zentrale Aspekte von Adoleszenz, die dem Strukturwandel zugrunde liegen: die Schaffung innerer Räume, die Befähigung zu neuen Erfahrungen und das Prinzip der Nachträglichkeit.

Das Schaffen innerer psychischer Räume soll dem Individuum ermöglichen, mittels Distanzierung und Reflexion die Spannungen auszuhalten, die durch die Internalisierung der Triebe und der Omnipotenz-Phantasien erzeugt werden (vgl. ebd.). Er sieht eine Parallele zwischen den Internalisierungsprozessen des Individuums und den gesellschaftlichen Individualisierungstendenzen. In beiden Fällen werden die individuellen Motive und Wünsche des Einzelnen zum „Motor seines Handelns“ (vgl. ebd.), was einen „außerordentlich hohen Druck“ erzeugt in der Welt unaufhörlich tätig zu sein. Im Vergleich zu traditionellen Kulturen, wo libidinöse und aggressive Triebe und Wünsche oftmals außerhalb des Individuums verortet werden bzw. als von äußeren Kräften 'gemacht' verstanden werden, ist der Mensch in modernen Gesellschaften auf sich selbst zurückgeworfen. Nach Erdheim resultiert aus den zunehmenden Internalisierungsprozessen notwendigerweise eine strake Unterteilung der Welt in duale Kategorien, wie Innen-Außen, Phantasie-Realität, Traum-Wachheit etc. (vgl. ebd.: 89). Während der Adoleszenz können diese begrifflichen und erfahrbaren Grenzen aufweichen. Louise Kaplan (1984) beschreibt dies als Umkehrung der dynamischen Beziehung zwischen Innenleben und Außenwelt: „Indem er gewisse Aspekte seines längst schon verinnerlichten psychischen Lebensraumes aufs neue veräußerlicht, eröffnet sich dem Jugendlichen die Chance, den Ausgang bereits als 'erledigt' abgehakten Problembearbeitungen wieder offenzuhalten“ (185).

Die Befähigung, neue Erfahrungen zu machen, klingt zunächst eher trivial, ist nach Erdheim jedoch ein entscheidender Faktor für die Umformungsprozesse der

27 In: Psychotherapie 7 Jahrgang 2002 Band 7 Heft 1 CIP Medien, München: S.88-91

Adoleszenz. Eissler (1958) vergleicht diese Prozesse mit einer „Verflüssigung“, mit einem „Freiwerden von Kräften, die an Strukturen gebunden waren, und die darauffolgende Reorganisation in der Form neuer Identifizierungen und der Besetzung neuer Objekte [ermöglichen]“ (Eissler: 869). Daraus folgt, dass die während der Adoleszenz gemachten Erfahrungen mit Personen außerhalb der Familie, z.B. Peers, die ursprünglichen, prägenden Kindheitseinflüsse überschreiben können. Die Möglichkeit dazu birgt jedoch ebenso die Gefahr des Scheiterns, was in der Folge zu einer „Kumulation des Traumas“ führen kann (Erdheim 2002: 89).

Nachträglichkeit, so schreiben Laplanche und Pontalis in „Vokabular der Psychoanalyse“ unter Rückgriff auf Freud, meint die Möglichkeit „Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren [...] später aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe [umarbeiten zu können]. Sie erhalten somit gleichzeitig einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit“ (1999: 313). Erdheim spricht sich unter Einbezug der Nachträglichkeit gegen einen linearen Determinismus hinsichtlich der Biografie eines Menschen aus und setzt diesem die grundlegende Fähigkeit des Menschen, sich zu verändern, entgegen (vgl. Erdheim 2002: 90).

Interessant an Erdheims Ausführungen ist nicht nur seine Charakterisierung von Adoleszenz, sondern auch die Erkenntnis, dass sich ganz ähnliche Merkmale auch in psychoanalytischen Therapieprozessen widerspiegeln. Nach Erdheim kann Therapie wie eine „künstlich induzierte Adoleszenz“ funktionieren (ebd.). Durch diese prozessualen Parallelen wird das Potential der Adoleszenz zum Wandel und zur konstruktiven Bearbeitung früherer negativer Kindheitserfahrungen besonders deutlich.

3.1.4 Zwischenfazit

Die in Kapitel 3.1 unternommenen Bestrebungen, die psychoanalytische Perspektive auf Adoleszenz anhand ausgewählter Autoren ansatzweise zu charakterisieren, legt nahe, dass eine deterministische Sicht auf frühe Kindheitserfahrungen mit Vorsicht zu sehen ist. Bezogen auf die Entwicklung von Bindungsstilen, internalen Arbeitsmodellen und ihre jeweilige Stabilität über die Kindheit und Jugend hinaus, konnten wie bereits in Kapitel 2.2 ausgeführt keine widerspruchsfreien Ergebnisse ermittelt werden. Dies wird möglicherweise durch die

mehrdimensionalen, adoleszenten Entwicklungsprozesse begünstigt, die auf den zweiten Trieb Schub, das Auftauchen verdrängten Materials aus der (frühen) Kindheit, die Lockerung oder „Verflüssigung“ psychischer Strukturen und die Notwendigkeit der Reorganisation der psychischen Strukturen zurückgehen. Der Versuch, die nach der Latenz wieder auftauchenden ödipalen Konflikte durch die Ablösung von den Eltern und die Hinwendung zu außerfamiliären Bindungsobjekten zu lösen, eröffnet reale Handlungsspielräume, um frühkindliche Prägungen aufzuarbeiten und umzuwandeln. Ihren deterministischen Charakter erhalten die frühkindlichen Bindungserfahrungen also erst, wenn die Adoleszenz als Chance zur Veränderung nicht genutzt werden kann. Dieser Argumentation folgt auch Vera King in ihrem Werk „Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz“ (2013), wenn sie konstatiert, dass sich „bindungstheoretische Perspektiven adoleszenztheoretisch fundieren und erweitern lassen“ (King 2013: 131). Sie betont, dass die Qualität der Verarbeitung früherer emotionaler Erfahrungen entscheidend ist, für die Ausrichtung mentaler Modelle und innerer Entwürfe bzw. biografischer Selbstkonstruktionen.²⁸ King erweitert die psychoanalytisch-sozialwissenschaftliche Sicht um eine soziologische Komponente, indem sie darauf aufmerksam macht, dass auch die spezifische Gestalt des adoleszenten Möglichkeitsraumes mitbedacht werden muss, und dass diese erst durch die historische Entwicklung von Adoleszenz, im Besonderen auch von weiblicher Adoleszenz, erst durch gesellschaftliche Modernisierungsprozesse ihr praktisches Potential erhalten hat (vgl. ebd.: 133).

Die Adoleszenz als einen bedeutsamen und komplexen Möglichkeitsraum anzuerkennen und positiv darauf einzuwirken, sollte vor allem in pädagogischen Diskursen im Bereich sozial-pädagogischer und beraterischer Handlungsfelder berücksichtigt werden.

Abschließend kann die dritte Hypothese, mit der die Adoleszenz in der Lebensgeschichte eines Menschen als zweite Chance verstanden werden kann, Verletzungen aus der frühen Kindheit zu verarbeiten und ihren Einfluss zu relativieren, indem es zu einer Reinszenierung der kindlichen Erfahrungen in der Gegenwart kommt, der Theorie nach bestätigt werden. Auch die Möglichkeit der Einflussnahme von Seiten des Adoleszenten selbst - jedoch in Auseinandersetzung mit anderen (Familie, Peers, Partner_innen) und u.U. mit Unterstützung durch Pädagog_innen oder Therapeut_innen - auf zuvor unbewusste Belastungen aus der

28 Die hier angedeuteten Bezüge zu Individuation und Identitätsentwicklung sollen später wieder aufgegriffen werden.

Kindheit, wie zum Beispiel defiziente frühkindliche Bindungserfahrungen, ist anhand der psychoanalytischen Perspektive plausibel geworden.

Es bleibt jedoch zunächst noch unklar, in welcher Form diese Prozesse unterstützt werden können, bzw. wodurch sie behindert werden können. Auch soll nach gesellschaftlich und kulturell bedingten, unbewussten Mustern des Umgangs mit Adoleszenz gefragt werden. Diese Fragen sind deshalb berechtigt, da die Entwicklungsprozesse der Adoleszenz selbstverständlich nicht im Labor stattfinden, sondern immer im Austausch und Konflikt mit der die Heranwachsenden umgebenden Welt.²⁹ Im nächsten Schritt soll daher thematisch der Radius um die kulturelle Dimension erweitert werden. Dafür wird die psychoanalytische, genauer: ethnopsychoanalytische Perspektive zunächst beibehalten, jedoch nicht ohne diese abschließend einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

3.2 Adoleszenz und Kultur

Wurde im vorherigen Kapitel schwerpunktmäßig die Bedeutung der Adoleszenz für die subjektbezogene Entwicklung beschrieben, so wird der Adoleszenz nun nach Erdheim (1982) auch ein „entscheidender Beitrag zur Möglichkeit des Kulturwandels“ zugesprochen.³⁰ Um das Verhältnis von Adoleszenz und Kultur zu klären, muss gleichzeitig auch die Familie mit in den Blick genommen werden. Freud vertritt die Ansicht, dass Kultur und Familie sich antagonistisch gegenüberstehen (1930: 462), wobei der erste Trieb Schub eine Anpassung an die eher stabile, konservative Familienstruktur bedingt, der zweite Trieb Schub während der Pubertät jedoch eine Anpassung an die dynamische, expansive Kulturstruktur (Erdheim 1982: 277). Familie und Kultur können zunächst einmal als zwei Pole beschrieben werden, zwischen denen sich die Heranwachsenden befinden, mit der Entwicklungsaufgabe, sich von den Eltern bzw. den Familienstrukturen zu lösen um nach und nach Teil eines größeren Zusammenhanges zu werden. Freud (1930) drückt dies aus, indem er schreibt: „Wir haben bereits erraten, dass es eine der Hauptbestrebungen der Kultur ist, die Menschen zu großen Einheiten zusammenzuballen. Die Familie will aber das Individuum nicht freigeben. Je inniger der Familienzusammenhalt der Familienmitglieder ist, desto mehr sind sie oft geneigt, sich von den anderen abzuschließen, desto schwieriger wird ihnen der Eintritt in den größeren Lebenskreis“ (462ff.). Er schreibt weiter, dass es Aufgabe

29 Siehe dazu die Kapitel 4.2.1 zu Identität und 4.2.4 zu Habitus.

30 Erdheim bezieht sich hier auf Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1905: 135)

jedes Jugendlichen sei, sich von der Familie zu distanzieren, wobei ihm die Gesellschaft oftmals durch bestimmte Pubertäts- oder Aufnahmearten helfen würde (vgl. ebd.). Dass diese generativen Prozesse vor allem in modernen Gesellschaften von Widersprüchen gekennzeichnet sind, beschreibt King (2013), wenn sie Individuation und die Dialektik der Generativität analysiert.

Der kulturelle Wandel, den Freud auf das Vorhandensein der zweizeitigen sexuellen Entwicklung zurückführt (vgl. Freud 1905: 135), geschieht als Resultat aus der Möglichkeit, die von den Eltern übernommenen Wissenspotentiale während der Adoleszenz zu verändern (vgl. Habermas 1976: 188), bevor sie selbst sie irgendwann an die nächste Generation weitervermitteln. Geschichte muss somit durch die Adoleszenz kein zyklischer, sich immer wiederholender Prozess sein, der einzig auf der Sozialisation in der frühen Kindheit beruht, sondern ist ergebnisoffen, so wie auch die individuelle menschliche Entwicklung keine Determination durch eben diese frühen Erfahrungen erhält.

3.2.1 Kulturelle Divergenzen

In „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit“ stellt Erdheim (1982) zwei entgegengesetzte Ausprägungen des kulturellen Umgangs mit Adoleszenz gegenüber: Traditionelle Gesellschaften nennt er in Anlehnung an Lévi-Strauss „kalte Kulturen“ (187). Sie sind gekennzeichnet durch eine besondere Stabilität und zielen darauf ab, Fortschritt durch komplexe Sozialmechanismen zu verhindern. Traditionen werden über bestimmte Mechanismen, auch Zwänge, durchgesetzt und soziale Unterschiede möglichst vermieden. Der historische Wandel soll möglichst „eingefroren“ werden (vgl. ebd.) zugunsten einer Sicherung der bestehenden Machtverhältnisse innerhalb der Gruppe. „Heiße Kulturen“, also industrielle und post-industrielle Gesellschaften, gehen mit der adoleszenztypischen Dynamik anders, jedoch nicht widerspruchsfrei, um. Adoleszenz wird als Möglichkeit gewürdigt, den kulturellen Wandel im Sinne des Fortschritts voranzutreiben, jedoch spielt auch hier die Reproduktion von Machtverhältnissen weiterhin eine entscheidend Rolle, die später unter dem Schwerpunkt weiblicher Adoleszenz gesondert analysiert werden wird.

3.2.1.1 Initiation in traditionellen und modernen Kulturen

Einer der oben angesprochenen komplexen Sozialmechanismen „kalter

Gesellschaften“ stellt die Initiation dar. Unter Initiation versteht Erdheim zunächst rituelle Feierlichkeiten, die den Übergang des Kindes zum Erwachsenen markieren. Initiationsriten in Stammesgesellschaften betreffen in erster Linie die männlichen Angehörigen. So sind es auch die älteren männlichen Gruppenmitglieder, auf deren Schultern die Autorität und Macht verteilt ist. Kalte Kulturen versuchen über die Initiation, das Potential der Adoleszenz zum kulturellen Wandel einzufrieren, indem die Tradierung kultureller Normen und Werte über schmerzhafte und angstauslösende Rituale mit einem Tabu belegt werden. So sollen die Machtstrukturen der Gruppe erhalten bleiben, auf denen ihre (auch sozioökonomische) Stabilität beruht.

Die Wirksamkeit der Initiationsriten erklärt Erdheim zum einen damit, dass sie thematisch die ödipale Konfliktsituation aufgreifen, in der sich der Heranwachsende befindet, und über innere und äußere Angstquellen noch verstärken (vgl. ebd.: 291). Triebangst und Realangst können nicht mehr voneinander unterschieden werden, wodurch der Heranwachsende eine Hemmung in Bezug auf Denken und Realitätskontrolle erfährt (vgl. ebd.). Zum anderen findet ein Anpassungsprozess statt, der dem oben aufgeführten Abwehrmechanismus nach Parin gleich kommt und eine Identifikation mit der Rolle als Mann bzw. Frau bzw. als Angehöriger einer bestimmten (Kultur-)gruppe bedingt (vgl. ebd.). Die Erfahrung der Initiation und die damit einhergehende Unterordnung unter gesellschaftliche Machtstrukturen wird im Unterbewusstsein verankert, indem sie durch die Angst- und Trennungssituationen das Bindungssystem aktiviert und auf diese Weise die gesellschaftlichen Normen mit den frühen Repräsentanzen der ersten Bezugspersonen verbindet (vgl. ebd.: 292). Die Bindung an die Familie, bzw. in erster Linie an die Mutter wird auf die Bindung an die gesamte Gruppe verlagert. Diese wird nun künftig für den Schutz und die Bedürfnisse des jungen Erwachsenen sorgen, sich aber auch strafend und verstoßend gegen ihn richten, wenn er ungehorsam ist (vgl. ebd.). Eine Fixierung auf die orale Phase bzw. auf die orale Bindung an die Mutter (vgl. ebd.) und ein Verlust kritisch-reflexiven Denkens sind die Folge. Geschichte kann dann nicht mehr als solche bewusst gemacht werden (vgl. Gröning 2006: 49).

Auch moderne Gesellschaften verfügen über Mechanismen, die einer Initiation ähnlich sind, jedoch sind diese weniger einheitlich, oftmals verdeckt und mit Widersprüchen durchsetzt. Zunächst kann mit Blos (1962) festgehalten werden, dass

„die westliche demokratische, kapitalistische Gesellschaft wohl kaum einheitliche Prozesse und Techniken liefert, um die Rolle der Adoleszenz festzulegen, noch anerkennt diese Gesellschaft ein Ritual der adoleszenten Statusveränderung. (...) Das Vakuum der nicht institutionalisierten Adoleszenz in der westlichen Gesellschaft erlaubt so einerseits einen hohen Grad von persönlicher Differenzierung und Individualisierung, da keine verpflichtenden Modelle bestehen, aber andererseits ermöglicht die Zusammenhanglosigkeit der sozialen Form und die Last der Selbstbestimmung auch abweichende oder pathologische Entwicklung (Blos 1962: 229f.).

Im Sinne der von Erdheim als „anachrone Strukturen“ bezeichneten Bereiche, die aus der psychischen oder kulturellen Entwicklung ausgeschlossen werden sollen³¹ gelingt es jedoch auch westlichen Gesellschaften bestimmte Mechanismen hervorzubringen, die die Dynamik der Adoleszenz zu bremsen im Stande sind bzw. Fixierung und Regression bedeuten. Beispielsweise kann dies anhand des verpflichtenden Besuches von Bildungsinstitutionen, der zeitlich einen immensen Teil der Kindheit und Jugend ausmacht, dargestellt werden. Hohe Leistungsanforderungen, die in einer Vielzahl von Beschämung auslösenden Prüfungssituationen münden, ist ein Ausdruck westlicher Initiationsbestrebungen, die immer auch Schauplatz generativer Konflikte um die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse sind (vgl. Erdheim 1982: 330f.). Besonders riskant stellt Erdheim die zunehmende Entwicklung dahin dar, dass Kultur (also auch Bildungsinstitutionen) und Familie in ihren Zielen zu einer Einheit verschmelzen, der zuvor konstatierte Antagonismus also zusammenbrechen könnte (vgl. ebd.: 329), da dies nach Bernfeld (1929) Zwang und Feindseligkeit und damit Schuldgefühle bzw. Strafbedürfnisse noch vervielfältigt. Auch in neueren Veröffentlichungen findet sich dieser Zusammenhang wieder. So schreibt beispielsweise Kramer (2002) mit Bezug auf Tyrell (1987): „Die Schule generiert mit ihrer Selektions- und Sanktionspraxis Enttäuschungen und Frustrationen, die in Familie einfließen. Familiäre Kompensationsleistungen verringern sich nun in dem Maße, wie auch Familie auf Schule orientiert ist und etwa den Leistungsdruck³² noch verstärkt (321). Schule genießt heute in der Familie höchste Priorität. [...] In dieser Überanpassung der

31 Siehe Freud zu „Wiederholungszwang“: 1920: 38 und 1933: 539.

32 Dass der Leistungsdruck bezogen auf schulischen Erfolg in Deutschland nicht abgenommen hat, zeigt der Bildungsbericht für Deutschland (2003): Der empfundene Leistungsdruck ist im Vergleich zu den beiden weiteren Unterrichtsmerkmalen Beziehungsqualität zu den Lehrpersonen und Unterstützung durch diese, vordergründig und wird als mittel bis hoch eingeschätzt, die Unterstützung durch die Lehrkräfte als relativ gering empfunden, ohne dass es deutliche schulformspezifische Abweichungen gibt (vgl. Avenarius, Ditten, Döbert, Klemm, et.al. 2003: 148).

Familie an Schule droht tendenziell eine Angleichung und Aufhebung der zwei getrennten Erfahrungswelten für Kinder“ (vgl. ebd.).

Ähnlich wie in traditionellen Kulturen, werden also auch innerhalb moderner Gesellschaften kulturelle Wertvorstellungen und Wissensbestände über Belehrungen vermittelt, die für die Heranwachsenden Leid bedeuten und innerhalb dessen sich Triebängste und Realängste vermischen, jedoch kommt hier dem Umgang mit den Größen- und Allmachtsphantasien der Adoleszenten und der älteren Generation eine zentralere Bedeutung zu als Erdheim dies für traditionelle Kulturzusammenhänge sieht (vgl. ebd.: 294f.; 351).

3.2.1.2 Adoleszenzverläufe in westlichen Gegenwartsgesellschaften

Typisch für heiße Gesellschaften ist das „Oszillieren“ der Heranwachsenden zwischen Expansion und Rückzug (vgl. ebd.: 299). Der Antagonismus zwischen Familie und Kultur wird in so vielfältigen Ausprägungen und in so unterschiedlichem Maße gelebt, dass adoleszente Entwicklung sehr individuell verläuft. Erdheim (1982) hat mit der verlängerten Adoleszenz in Anlehnung an Bernfeld (1923) einen Idealtypus und drei charakteristische Verläufe der Abweichung beschrieben, die sich jeweils aus dem Wechselverhältnis von Individuum und Gesellschaft ergeben können.

Nach Erdheim (ebd.: 316) stellt die verlängerte Adoleszenz den adäquaten Entwicklungsverlauf für heiße Gesellschaften dar. Der Begriff der Verlängerung kann im Sinne des psychosozialen Moratoriums nach Erikson (1966) verstanden werden. Heranwachsende haben die Chance, aus dem Zusammenspiel von verflüssigter Ich-Organisation und Omnipotenzphantasien heraus ein ausgeprägtes kreatives Potential zu erfahren, welches von der Reifung der intellektuellen Funktionen und den sich ausdifferenzierenden Wahrnehmungs- und moralischen Fähigkeiten noch unterstützt wird (vgl. Erdheim 1982: 299). Können die Omnipotenzphantasien im Ich-Ideal kohärent integriert werden, so ist dies nach Erdheim ein positiv zu wertender Prozess gelungener Vergesellschaftung, da hier die Größen- und Allmachtsphantasien auf die Arbeit gelenkt und im besten Falle realitätsnah ausagiert werden können (vgl. ebd.: 310). Inwiefern diese Möglichkeit nicht nur jungen Männern sondern auch jungen Frauen gleichermaßen zur Verfügung steht, wird in Kapitel 4 wieder aufgegriffen. Doch auch Konflikte und negative Gefühle wie Wut, Trauer und Schmerz sind Erfahrungen, die in jeder Adoleszenz eine Rolle

spielen, und verweisen wieder auf den oben ausführlich dargestellten Möglichkeitsraum, frühkindliche Defizite durch eine nachträgliche Bearbeitung ausgleichen zu können. Nach Erdheim kann eine verlängerte Adoleszenz also die Kultur vorantreiben, indem das Potential dieses Möglichkeitsraumes im Idealfall voll ausgeschöpft wird und das Individuum dagegen nicht einem Wiederholungszwang unterliegt, aus dem heraus es bis über die Adoleszenz hinaus die frühkindlichen Erfahrungen wiederholt in die Gegenwart überträgt, was einer individuellen und kulturellen Stagnation entsprechen würde (vgl. ebd.: 316). Doch auch wenn „heiße Kulturen“, wie sie die westlichen Gegenwartsgesellschaften sind, die Adoleszenz quasi als „Träger des Fortschrittes“ entdeckt haben (vgl. Gröning 2006: 50) und sie für diese Funktion in gewisser Weise auch anerkennen, so stellen sie sich gleichzeitig auch in ihren Dienst bzw. bemächtigen sich ihres Potentials, indem sie über komplexe Mechanismen, die mit den Initiationsriten „kalter Kulturen“ zumindest vergleichbar sind, Einfluss zu nehmen versuchen. Nach Erdheim geschieht dies mit der Intention, die Erfahrung gesellschaftlicher Herrschaft aus dem Bewusstsein ins Unbewusste zu verschieben, um die bestehenden Strukturen nicht zu gefährden (vgl. Erdheim 1982: 258). Würde nun kultureller Fortschritt auch Fortschritt hinsichtlich einer demokratischen Entwicklung bedeuten, wäre die verlängerte Adoleszenz wahrscheinlich sogar tatsächlich eine adäquate Ausgangsposition für gesellschaftliche Wandlungsprozesse im Sinne des Abbaus offensichtlicher und subtiler Machtstrukturen.

Eine typische Reaktion moderner Gesellschaften auf Adoleszenz findet sich, wie oben bereits angedeutet, in der Institutionalisierung und Tradierung wieder. Das kritische und reflexive Potential der Adoleszenz wird vorzeitig durch die verfrühte Übernahme von Erwachsenenrollen „eingefroren“. Frühe Eheschließungen, frühe Elternschaft, kurze Ausbildungszeiten bzw. der Verzicht auf Bildung sind wesentliche Merkmale der eingefrorenen Adoleszenz (vgl. Gröning 2006: 50). Dabei kommt es zu einer Hemmung der Ich-Entwicklung, das Ich ist so stark von inneren Konflikten „absorbiert“, dass eine direkte Auseinandersetzung mit der Außenwelt erschwert wird (vgl. Erdheim 1982: 318). Schuldgefühle spielen eine große Rolle, da das unreife Über-Ich aus der Latenzzeit die Herausbildung des Ich-Ideals verhindert. Das Ich wird vorwiegend zum Zweck der Triebabwehr eingesetzt (vgl. ebd.), wobei das eigene Innere mit der gesellschaftlichen Ordnung gleichgesetzt wird. Dies führt zu einem Gefühl von Angst vor kulturellen Veränderungen, da sie als Bedrohung der eigenen psychischen Struktur erlebt werden (vgl. ebd.).

Auch in der zerbrochenen Adoleszenz findet sich ein Verlust der kritischen und moralisch reflexiven Potentiale wieder. Zerbrochen wurden die Größen- und Allmachtsphantasien der Heranwachsenden (beispielsweise durch übermäßig autoritäre Erziehung), deren Splitter lagern sich jedoch in den Anpassungsstrategien des Ich ein und bleiben von dort aus wirksam. Die zerbrochene Adoleszenz kennzeichnet einen Hang zu Konformität und eine ausgeprägte Identifikation mit gesellschaftlich auferlegten Rollen.

Diese Rollenidentifikation, die oben bereits unter Rückgriff auf Parin als Abwehrmechanismus dargestellt wurde, dient der Vermeidung von Angst, z.B. vor Einsamkeit oder Liebesverlust: „Das Ich ist entlastet. Man ist nicht mehr allein, Ängsten ausgesetzt, und die Abwehr gegen frühkindliche Wünsche nach Geborgenheit und Zugehörigkeit ist entspannt. Man ist Rollenträger, nimmt Teil an einer Institution, einer Gruppe. Was an Autonomie verloren ging, wird wettgemacht, durch neue Arten von Befriedigung, die die Rolle bietet“ (Parin/Parin-Matthey 1978: 117f.). So werden aus narzisstischen Gründen möglichst prestigeträchtige Rollen angenommen. Auch hier konnte sich das Ich-Ideal nicht angemessen ausbilden, so dass es zu einer Einschränkung der Fähigkeit zur Selbstbeobachtung des Ichs kommt (vgl. Erdheim 1982: 319). Wahrnehmungen, innere wie äußere, die nicht rollenkonform sind, werden nicht zugelassen. Die Ablösung von der Familie ist bei zerbrochenen Adoleszenzverläufen häufig deshalb schwierig, weil die damit einhergehenden Konflikte eben nicht rollenkonform sind und daher vermieden werden müssen. Daher ist eine unbewusste Fixierung an die Werte und Normen der Herkunftsfamilie wahrscheinlich (vgl. ebd.: 320). Nach Gröning (2006) geht die zerbrochene Adoleszenz außerdem mit einer Kultur des Konsums und einer fehlenden Entwicklung zur Generativität einher (vgl. 50).

Die ausgebrannte Adoleszenz schließlich fußt zumeist auf frühen Traumatisierungen bei gleichzeitig voller bzw. überdurchschnittlicher Ausprägung der Ich-Strukturen (vgl. Erdheim 1982: 321). Die adoleszente Dynamik wird nicht für die Ablösung genutzt, sondern diese Heranwachsenden bleiben fixiert auf die frühen traumatischen Erfahrungen (vgl. Gröning 2006: 50). Schuldgefühle, soziale Bindungen und Verpflichtungen werden unbewusst gemacht, um den Triebregungen des Es, an die sich die Größen und Allmachtsphantasien geheftet haben, ausagieren zu können. Es sind nach Erdheim zumeist die kindlichen Spannungen, welche in der Gegenwart ausgelebt werden, allerdings im Gewand jugendlicher Handlungsmöglichkeiten (vgl. Erdheim 1982: 322).

Allen drei abweichenden Typen adoleszenter Entwicklungsverläufe gemein ist die Tatsache, dass die Größen- und Allmachtsphantasien nicht stimmig mit bestimmten Ich-Funktionen verknüpft werden konnten. In dem Artikel zu seinem Referat „Adoleszenz, Omnipotenz und Gewalt“³³ erläutert Erdheim (2007), wie sich Größen- und Allmachtsphantasien und kultureller Wandel im Sinne der Individualisierung gegenseitig bedingen und gegenseitig „anheizen“. Schwierigkeiten entstehen vor allem dann, wenn zwischen den Omnipotenzphantasien und den Fähigkeiten des Individuums kein adäquates Verhältnis zustande kommt und es seine Wünsche und Vorstellungen von sich nicht in der Arbeit ausagieren kann. Nach Erdheim kann die Förderung der Omnipotenzphantasien, die für moderne Gesellschaften charakteristisch ist, indem sie vor allem für die Konsumkultur als „Motor“ fungiert, außerdem zu einer Verschiebung auf den Freizeitbereich führen. Dies wird für männliche Jugendliche vor allem an der Zunahme riskanten, grenzüberschreitenden Verhaltens und auch an erhöhte Bereitschaft zu individueller und durch Gruppen legitimierte Gewalt sichtbar (vgl. Erdheim 2007: 7ff.). Die Frage, welche Konsequenz sich aus obigem Zusammenhang für junge Frauen ergibt, wird zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgegriffen werden.

33 Infostelle Dienstleistungen für das Sozialwesen: Erdheim, M.: Adoleszenz, Omnipotenz und Gewalt. Url: http://www.infostelle.ch/de/dyn_output.html?content.void=3463&SID=SID=e80d46feb2b28e191d8851ea352c1ed8 (Stand: 14.07.2015)

3.2.2 Zwischenfazit

Wenn im nächsten Kapitel der Fokus dezidiert auf das Verhältnis zwischen Gesellschaft und weiblicher Adoleszenz gelegt werden wird, so kann doch schon an dieser Stelle bestätigt werden, dass Adoleszenz, zunächst unabhängig vom Geschlecht, in westlichen Gegenwartsgesellschaften einem wesentlichen Widerspruch unterliegt, welcher sich in den drei von Erdheim beschriebenen Typen misslungener Adoleszenzverläufe widerspiegelt. Kultureller Wandel und gesellschaftlicher Fortschritt setzen kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit sich selbst im Verhältnis zur Welt voraus. Dieses wird jedoch in allen drei Fällen entweder über Institutionalisierung bzw. Rollenübernahme, Rollenidentifikation oder Fixierung auf die frühe Kindheit verhindert. Fortschritt wird also einerseits angestrebt, jedoch gleichzeitig verhindert oder ausgebremst. Hinsichtlich der Hypothese 5 wird also deutlich, dass es zu einer Entwicklungslähmung auf gesellschaftlicher sowie auf individueller Ebene kommt, wenn die adoleszente Dynamik ausgebremst wird. Erdheim sieht darin gesellschaftlich unbewusste Mechanismen der Stabilisierung und Reproduktion von Herrschaft.

Nun wurde die Bedeutung der Adoleszenz aus einer psychoanalytischen Perspektive bis zu diesem Punkt der vorliegenden Arbeit zumeist geschlechtsneutral verhandelt. Freud selbst äußerte sich in seinen Werken zur Psychologie der Geschlechter mit unterschiedlicher Intensität. Die Psychologie der Frau blieb ihm nach eigener Aussage stets ein Rätsel und „ein dunkler Kontinent“ (Freud 1926: 241). Dies hat selbstverständlich zu Konsequenzen für den gesamten psychoanalytischen Diskurs geführt. Pointiert ausgedrückt ging die weibliche Perspektive zumeist ungeachtet in der männlichen auf, so dass das männliche für beide Geschlechter zu einer Normvorstellung erhoben wurde. Mit Christa Rohde-Dachsers Werk „Expedition in den dunklen Kontinent“ (1992) kann diese Sichtweise aufgebrochen werden. Sie deckt auf, dass die allgemeine Psychoanalyse fest mit einer patriarchalen Geschlechterideologie verwoben ist. Dafür unterzieht sie die Psychoanalyse selbst einer tiefenhermeneutischen Deutung und arbeitet die kollektiv-unbewussten Bilder und Mythen von Weiblichkeit heraus, die der Psychoanalyse bis heute immanent sind. Ihr Ziel ist dabei zunächst die Dekonstruktion der psychoanalytischen Theorie, um anschließend eine Rekonstruktion zu ermöglichen, die dann nicht mehr auf einem unbewussten Androzentrismus beruhe (vgl. Rohde-Dachse 1992: 4).

Zu den Kernaussagen ihres Werkes gehört die Erkenntnis, dass psychoanalytische Weiblichkeitsentwürfe auf männlichen Phantasien beruhen und diese patriarchalen Mythen des Weiblichen über das kollektive Unbewusste in zahlreichen Verästelungen die Kultur durchziehen. Rohde-Dachser spricht von einem doppelten Weiblichkeitsentwurf: Das Weibliche wird entweder entwertet oder dämonisiert (vgl. ebd.: 67). Sie stellt die zentrale kollektive Abwehrstrategie des Patriarchats heraus als „das Weibliche als 'Container' des abgewehrten (negativen) Selbst des patriarchal-grandiosen männlichen Subjekts“ (ebd.: 277, Herv. i. O.). Dabei geht es in erster Linie um die Abwehr der Vorstellung des eigenen Todes (im Sinne einer „Unterwerfung unter das im Tod verkörperte Naturgesetz“ (ebd.)). Durch Projektion wird die Angst vor dem Tod verdrängt, doch dafür muss die Frau mit einem Mangel belegt werden, der sich in dem Verständnis der Frau als „kastriertem“ Manne äußert (vgl. ebd.: 58ff). Die kollektiv tabuisierten und abgewehrten Gehalte männlicher Weiblichkeitsbilder fasst Rohde-Dachser zusammen als die Idee der Frau, die identisch mit der Idee seines zerstörten Spiegels seiner Selbst sei (vgl. ebd.: 64). Er fürchte sich vor „ihrer Unabhängigkeit, ihrer Macht, ihrer Sexualorgane, ihrem Begehren, ihrem Besitz (ihre Brüste, ihre Kinder, ihre Gebärfähigkeit), den Rivalen an ihrer Seite, ihrer Neidlosigkeit und ihrem Vorwurf“ (ebd.).

Rohde-Dachser argumentiert mit Erdheim (1982), dass u.a. die Weitertradierung des doppelten Weiblichkeitsentwurfes zur Produktion von gesellschaftlich unbewusstem Material beitrage, auch sie beschreibt einen Verlust an emanzipatorischem Potential für die Gesellschaft, wenn es aus einem Mangel an Selbstreflexion und -kritik innerhalb der Psychoanalyse nicht zu einer neuen Theorie des Geschlechterverhältnisses käme (ebd: 280).

4. Weibliche Adoleszenz

Bis gegen Ende der 1970er Jahre wurde der weiblichen Adoleszenz innerhalb soziologischer und adoleszenztheoretischer Ansätze, mit Ausnahme von ersten jugendsoziologischen Nachkriegsuntersuchungen (vgl. Ostner 1986 zit. nach Flaake/King 2003: 14), kaum Beachtung geschenkt. Konsequenter und dauerhafter wurde weibliche Adoleszenz erstmalig durch die Frauen und Geschlechterforschung, angeregt durch die zweite Frauenbewegung, im wissenschaftlichen Diskurs der 1980er Jahre thematisiert (vgl. ebd.). Zuvor

orientierte man sich in der Jugendforschung an einem Modell der männlichen Normalbiographie, welches jedoch nach King (2013) durch die „unterschwelliger Gleichsetzung des Männlichen mit dem Allgemeinen“ auch für männliche Adoleszenz zu Verzerrungen und Auslassungen führte und demnach unzureichend konzipiert war (vgl. King 2013: 78).

Aktuell liegt eine größere Anzahl adoleszenztheoretischer und geschlechtersoziologischer Arbeiten vor, die weibliche Adoleszenz in komplexerer Weise theoretisch darstellt oder mittels qualitativer Untersuchungen die Narrationen von weiblichen Heranwachsenden aus einer sozialisationstheoretischen Perspektive analysiert.

Hier können die Arbeiten von Vera King „Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz – Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften (2004/2013) sowie der Sammelband „Weibliche Adoleszenz“ von Vera King und Karin Flaake (1998/2003) besonders hervorgehoben werden. Sie verbinden in beiden Werken eine soziologische Perspektive mit psychoanalytischen Theorieansätzen. In „Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz“ knüpft King an vielen Stellen an den zunächst von Freud formulierten und von Erdheim wieder aufgegriffenen Antagonismus von Familie und Kultur an, betont jedoch gleichzeitig eine Dialektik von Autonomie und Bindung bzw. Individuation und Enkulturation. Dafür entwirft sie in Anlehnung an Marcia (1980) eine dialektische Trias von Bindung, Ablösung und neuer Bindung (vgl. ebd.: 79), die nicht unbedingt im Gegensatz zu Freud und Erdheim gesehen werden muss, da zwar beide die Bedeutung der Ablösung von der Familie als notwendiges Element des Enkulturationsprozesses betonen, jedoch nicht um später frei von jeglichen familialen Bindungen zu sein. Sie bezieht sich dabei auf den Freudschen Passus „Die Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung“ (Freud 1905: 123), auch in der Adoleszenz, so dass in „neuer, adolescent veränderter Weise“ an primäre Bindungen angeknüpft werden kann (King 2013: 79). Die adoleszente Fähigkeit zu Ablösung und Autonomie und daher zur Vergesellschaftung beruht also nach King gewissermaßen auf der zuvor entwickelten Fähigkeit zu (primärer) Bindung, die wie bereits dargestellt zunächst immer die Familie fokussiert. Versteht man das Verhältnis von Familie und Kultur jedoch als starren Antagonismus, so fördere dies eine geschlechterpolarisierende Sicht auf Adoleszenz, die gerade die weiblichen Lebensentwürfe und -orientierungen nicht angemessen berücksichtigt bzw. ihren gesellschaftlichen Konnex nicht zu fassen vermag (vgl. ebd.).

King versteht Adoleszenz darüber hinaus - ebenso wie Erdheim oder auch Erik H. Erikson - als „psychosozialen Möglichkeitsraum“ (King 2013: 28) und reflektiert das Zusammenwirken von Familie, Peers und Gesellschaft auf den Individuationsprozess. Sie kommt unter anderem zu dem Schluss, dass der Fähigkeit zur Generativität der Eltern bzw. Elterngeneration eine entscheidende Bedeutung zukommt, damit junge Frauen und Männer den notwendigen Raum haben, mit dem Konfliktpotential, welches sich aus dem „historischen Heraustreten der jungen Frauen aus der ausschließlichen und unvermittelten, hegemonialen Bestimmung zur Mutterschaft, das mit dem Entstehen einer weiblichen Adoleszenz verbunden war“ (King 2013: 281) kreativ, innovativ und transformativ auseinandersetzen zu können. Zudem kann sie plausibel darstellen, warum die Qualität des adoleszenten Moratoriums die Reproduktion sozialer und geschlechtlicher Ungleichheiten mitbestimmt (vgl. ebd.: 283).

Ebenso sollen die Erkenntnisse von Monika Götsch (2014) hier einfließen, die junge Frauen und Männer in Einzelinterviews und Gruppendiskussionen über ihre Einstellungen und Erfahrungen bezüglich Geschlecht, Geschlechterrollen und Sexualität erzählen ließ und zeigen konnte, dass sich heteronormatives Wissen unter Jugendlichen auch gegenwärtig quasi ungebrochen reproduziert.

4.1 Lebensentwürfe unter widersprüchlichen Bedingungen

Schon semantisch betrachtet, weist der Terminus weibliche Adoleszenz einen Widerspruch in sich auf: Im Verlauf der Geschichte dokumentieren sich für weibliche Jugendliche - seit überhaupt von Jugend als Phase des Übergangs zwischen Kindheit und Erwachsenenalter gesprochen wird - erheblich eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten im Vergleich zu den männlichen Heranwachsenden. Die Ausprägungen hingen für beide Geschlechter zudem von der Herkunft resp. gesellschaftlichen Klasse ab, so dass ein jugendliches Moratorium bis vor wenigen Jahrzehnten zumeist nur für männliche Jugendliche der mittleren bzw. oberen sozialen Schichten galt. Für junge Mädchen war der Weg ins Erwachsenenleben meist strikt vorgegeben. Die Adoleszenz war für sie nicht dazu vorgesehen, sich auszuprobieren, zu experimentieren, Grenzen zu überschreiten und Traditionen aufzubrechen: Ihre Funktion war – auch wenn manchen jungen Frauen zunächst Zugang zu höherer Schulbildung und beruflicher Bildung/Studium gewährt wurde – meist doch darauf beschränkt sie auf die Rolle als Mutter und Hausfrau, also zu familiärer Reproduktions- und Sorgearbeit vorzubereiten.

Parallel zur technischen und ökonomischen Modernisierung westlicher Staaten, hat sich auch die Bedeutung der Jugendphase seit etwa den 1950er Jahren insofern verändert, dass in gegenwärtigen jugendsoziologischen Diskursen bisweilen angenommen wird, Individualisierungstendenzen, Entstrukturierung und Destandardisierung des Jugendalters, eine Verlängerung des adoleszenten Moratoriums und die Teilhabe an Bildung würde mittlerweile sowohl männliche wie auch weibliche Jugendliche umfassen (vgl. Rendtorff 2008: 1778). Dagegen sprechen die Ergebnisse einiger groß angelegter Jugendstudien (vgl. u.a. Shell Jugendstudie 2006), die nach Barbara Rendtorff eher ein „Fortbestehen gravierender geschlechtstypischer Unterschiede dokumentieren (vgl. ebd.).

Inwiefern sich gegenwärtig weibliche und männliche adoleszente Lebenswelten und Lebensentwürfe zum Teil erheblich in Bezug auf berufliche Handlungsspielräume, Rollenerwartungen und antizipierte Zukunftsperspektiven unterscheiden, geht aus verschiedenen jugendsoziologischen Untersuchungen bzw. aus Forschungsarbeiten der Frauen- und Geschlechterforschung hervor (Oechsle/Geissler 1998, Flaake/King 2003, King 2004/2013, etc.). Mittlerweile weiß man zwar, dass die Zentrierung der Zukunftsperspektive junger Frauen auf ein Dasein als Hausfrau und Mutter an der Seite eines Ehemannes, der die Familie ökonomisch versorgt, durch eine weibliche „Doppelorientierung auf familiales und partnerschaftliches Zusammenleben einerseits und berufliche Tätigkeit andererseits“ abgelöst wurde (vgl. Flaake/King 2003: 16). Jedoch verweist diese auf Arbeit *und* Familie fokussierte „aktive Doppelorientierung“ der Mädchen und jungen Frauen auf einen weiteren gesellschaftlich mitbegründeten Widerspruch, mit dem weibliche Adoleszenz in westlichen Gegenwartsgesellschaften konfrontiert ist: Die Auseinandersetzung mit der Frage nach der späteren Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Regina Becker-Schmidt (2004) prägte dafür den Begriff der „doppelten Vergesellschaftung“ und meint damit, „dass Frauen über zwei unterschiedlich und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche in soziale Zusammenhänge eingebunden sind“ (Becker-Schmidt 2004: 65).

Monika Götsch (2014) zeigt in ihrer qualitativen Untersuchung zur „Sozialisation heteronormativen Wissens“ weitere Widersprüche: Sie analysiert anhand von Einzelinterviews mit männlichen und weiblichen Jugendlichen zwischen 12 und 20 Jahren das implizite Wissen der Heranwachsenden zu Körper, Geschlecht und Sexualität und spricht diesbezüglich von „Mythen“, die einer Struktur starrer und traditioneller Konzepte folgen. Heteronormativität als Normvorstellung zeigt sich u.a.

in „Bipolaritäten, Hierarchisierungen, Normalisierungen und Naturalisierungen von Geschlecht und Sexualität“ (Götsch 2014: 13). Widersprüche und Brüche ergeben sich aus der Bezugnahme auf gesellschaftliche Tendenzen der Individualisierung, Pluralisierung und geschlechtlichen Gleichstellung. Die Jugendlichen befürworten zwar moderne Wertvorstellungen im Sinne eines an Vielfältigkeit, Toleranz und Gleichberechtigung orientierten Werteschemas, dennoch reproduzieren und aktualisieren sie heteronorme Wissensbestände, aus denen weiterhin traditionell dualistische Geschlechterrollen hervorgehen³⁴. Über den Austausch dieses Wissens bzw. dieser „Mythen“ zwischen den Peers stellen die Heranwachsenden eine (scheinbare) „Regelhaftigkeit der sexuell-geschlechtlichen Welt“ her und bilden zudem in Abgrenzung zu anderen, auch zu den Erwachsenen, kollektive Identitäten aus (vgl. ebd.: 12).

4.2 Entwicklungsprozesse zwischen Individuum und Gesellschaft

Im diesem Kapitel sollen Konzepte von Identität, Moral und Habitus herangezogen werden, mittels derer gezeigt wird, wie sich gesellschaftliche Einflüsse in weiblichen Identitätsentwürfen niederschlagen. Im Sinne der thematischen Zuordnung zur weiblichen Adoleszenz wird demnach der Schwerpunkt auf der weiblichen Perspektive liegen. Auch soll noch einmal darauf aufmerksam gemacht werden, dass zwischen den Entwicklungsprozessen der weiblichen und männlichen Adoleszenz zwar strukturelle Gemeinsamkeiten, aber auch sozialisatorische und kulturelle Unterschiede bestehen, die in den herangezogenen Konzepten zu Identität nach Erikson und Moralentwicklung nach Kohlberg nicht hinreichend expliziert wurden. Diesem Mangel soll mit der Hinzunahme von Vera King (2013) u.a. zu weiblicher Identitätsentwicklung, Individuation und Generativität während der Adoleszenz, Karin Flaake (2001) zu weiblicher Adoleszenz und psychosozialen Lernprozessen und Carol Gilligan (1982) zu der Frage nach einer weiblichen Moral begegnet werden. Das Habituskonzept nach Bourdieu (1982) kann dagegen eher als ein Schlüssel zum Verständnis dieser Unterschiede gesehen werden. Es verbindet im Sinne einer Analyse von Vergesellschaftungsprozessen die individuell-subjektive Ebene der teilweise bewussten Erfahrungen von Bindung und Identitätsentwicklung mit den unbewussten Wirkmechanismen gesellschaftlicher und kultureller Einschreibungen bis in die Körper hinein.

³⁴ Die Gründe dafür sollen später noch diskutiert werden, wenn es um Habitus (Kapitel 4.2.4) und Rollenidentität (Kapitel 5.1) geht.

4.2.1 Identität

Der Begriff „Identität“ gilt als ein Schlüsselbegriff der Moderne, der erst durch die Philosophie der Aufklärung als Idee von einem autonomen und individuellen Individuum Verbreitung fand (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 93). Innerhalb der Pädagogik und Soziologie wird die intensive Suche nach einer eigenen Identität als Entwicklungsaufgabe vor allem der Adoleszenz zugeschrieben. Dabei wird Identität konzipiert als die Fähigkeit, in unterschiedlichen Situationen und Lebensphasen eine Kontinuität im Selbsterleben herzustellen (vgl. Hurrelmann 1999: 80). Insbesondere George H. Mead, Erik H. Erikson, Erving Goffman und Jürgen Habermas prägten den wissenschaftlichen Diskurs um die Entwicklung von individueller und sozialer Identität.

Identitätsbildung ist als ein wechselseitiger Prozess zwischen dem Individuum und der es umgebenden gesellschaftlichen und kulturellen Umgebung zu verstehen. Gesellschaftliche Normen, Vorgaben und Erwartungen können entweder geradlinig übernommen, modifiziert oder abgelehnt werden. Heranwachsende setzen sich kritisch mit realen Vorbildern auseinander, erleben gegenwärtig vor allem über die Medien ein umfangreiches und teilweise widersprüchliches Angebot von Identifikationsangeboten. Die klassischen Identitätstheorien orientieren sich dabei an einem Idealbild eines autonomen, „mit sich selbst identischen Individuums, dem es gelingt, seine vielfältigen lebensgeschichtlichen und aktuellen Erfahrungen zu einem in sich stimmigen Verständnis der eigenen Person zusammenzufügen“ (Schäfers/Scherr 2005: 92).

Mittlerweile wurde dieses Verständnis von Identität als „subjektiv kohärentes Selbstbild“ (vgl. ebd.) in Frage gestellt. Keupp (2005) kritisiert, dass unter den Bedingungen gegenwärtiger Gesellschaften Identitäten notwendigerweise fragmentierte und bruchstückhafte Anteile haben und eine in sich geschlossene Identität letztlich unerreichbar sei. Zudem sei die Identitätsbildung keine fest umrissene Phase der Persönlichkeitsbildung sondern ein lebenslanger Prozess. Joas (1994) bezeichnet das Konzept der Identität außerdem als „historisch gewachsene Anweisung und Strategie zur Formung und Disziplinierung der eigenen Person“. Liebsch (2006) fasst zusammen, dass Identitäten im Sinne von Selbst-Entwürfen von Einzelpersonen heute zumindest einen geringer werdenden Anspruch auf Dauerhaftigkeit und Verbindlichkeit haben. Die Inszenierungen des Selbst seien heute sowohl real wie auch virtuell, sowohl vereinheitlicht wie auch

verstreut(79).³⁵

4.2.1.1 Der Identitätsbegriff nach Erik H. Erikson

Bezogen auf die Adoleszenz, können das Identitätskonzept nach Erikson (1959) und sein Stufenmodell des menschlichen Lebenszyklus den krisenhaften Charakter dieses Entwicklungsprozesses dennoch mit einer besonderen Tiefenschärfe darstellen. Erikson knüpft als Psychoanalytiker vor allem an die von Freud geprägten Begrifflichkeiten und Modelle (Instanzenmodell, Triebtheorie, Abwehrmechanismen) an, bezieht jedoch auch Ich-psychologische Elemente mit ein. Im Gegensatz zu Freud, versteht Erikson unter Identität bzw. Ich-Identität das Ergebnis von unbewussten Leistungen der Ich-Funktionen *und* vorbewussten, manchmal auch bewussten Anteilen, deren Erfahrbarkeit er als „Identitätsgefühl“ bezeichnet (vgl. Conzen 2010: 24f.). Erikson teilt das Ich also in einen unbewussten (Ego) und einen bewussten Teil (Selbst). Die unbewussten Ich-Funktionen nehmen in der Ich-Psychologie und auch bei Erikson eine „synthetische Funktion“ (vgl. ebd.) ein, unbewusst organisieren sie die komplizierten neurologisch-psychologischen Vorgänge der Psyche, so auch des Nervensystems und des Gedächtnisses (vgl. ebd.: 25). Bezogen auf das Instanzenmodell versucht das Ich, Kompromisse zwischen Triebwünschen, Gewissen und realen Bedingungen herzustellen. Auch die Abwehrmechanismen gehören zu diesen unbewussten Vorgängen des Ich. So beschreibt Conzen (2010), die „Techniken von Verdrängung, Reaktionsbildung, Projektion, Rationalisierung, Verleugnung oder Isolierung“ [...] als „die unbewussten Korsettstangen unserer Identität, ohne die wir von unkontrollierten Impulsen überflutet würden“ [...] (ebd.: 31). Dabei entwickle jeder Mensch eine typische Kombination von „Abwehrgewohnheiten“, die mit seinen sozialen Beziehungen, seinen Anschauungen und Werten verschmelzen „und das Feste und Gleichbleibende in seinem Erleben und äußeren Auftreten mitbestimmen“ (ebd.). Identität entsteht nach Erikson immer aus einem wechselseitigen Bezug zur Welt, sie bündelt und sortiert die inneren Antriebe und Erwartungen der sozialen Umwelt (vgl. Liebsch 2006: 70), schützt das Ich durch die Abwehrmechanismen vor Überforderung oder überwältigenden Impulsen und kann im Idealfall äußere und innere Krisen über bewusste und unbewusste Aktivitäten (Gespräche, aber auch Träume, Phantasien und Spiel) überwinden und integrieren (vgl. ebd.: 26).

³⁵ In diesem Zusammenhang spielt sicherlich auch das Individualisierungstheorem nach Ulrich Beck (1986) eine bedeutende Rolle.

4.2.1.2 Adoleszenz als normative Krise

Wenn Identität also keine statische Errungenschaft ist, sondern nach Erikson prozessual gedacht wird als ein lebenslanges „Austarieren und Angleichen“ vielfältiger Einflüsse von innen und außen (vgl. Liebsch 2006: 26), so kommt der Identität eine zentrale Steuerungsfunktion zu, die jedoch durch entwicklungsbedingte psychosoziale Krisen immer wieder erschüttert und labilisiert wird (vgl. Erikson 1966: 93). Diese Krisen sind an sich nicht pathologisch zu verstehen, sondern notwendiger Bestandteil der menschlichen Entwicklung in Auseinandersetzung mit seiner sozialen Umwelt (vgl. Conzen 2010: 33,63).

Erikson entwickelt ein Konzept des Lebenszyklus, welches von der Geburt bis zum Tode acht aufeinanderfolgende Grundaufgaben bzw. Grundprobleme der menschlichen Existenz beschreibt, denen sich das Individuum zu stellen hat, an deren Bearbeitung es reift, aber auch scheitern kann und entlang derer sich auch die Identitätsentwicklung vollzieht (vgl. Liebsch ebd.). Dabei baut jede Entwicklungsphase auf der vorherigen auf und beeinflusst die nachfolgenden Phasen. Kann eine Krise in der Kindheit nicht befriedigend gelöst werden, so kann sie auch zu einem späteren Zeitpunkt noch erfolgreich bearbeitet werden. Die nachfolgende Tabelle bildet die Entwicklungsstufen nach Lebensalter und Grundkonflikten ab:

Stufe	Lebensalter	Grundkonflikt
Stufe 1	Säuglingszeit	Urvertrauen vs. Urmisstrauen
Stufe 2	Kleinkindalter	Autonomie vs. Scham und Zweifel
Stufe 3	Kindergartenalter	Initiative vs. Schuldgefühl
Stufe 4	Grundschulzeit	Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl
Stufe 5	Adoleszenz	Identität vs. Identitätsdiffusion
Stufe 6	Junges Erwachsenenalter	Intimität und Distanzierung vs. Isolierung
Stufe 7	Mittlere Lebensjahre	Generativität vs. Stagnation
Stufe 8	Hohes Erwachsenenalter	Integrität vs. Verzweiflung und Ekel

Tab. 4: Entwicklungsstufen nach Erik H. Erikson (vgl. Conzen 2010)

Für die Adoleszenz beschreibt Erikson die Funktion von Identität als „eine soziale Funktion des Ich, die darauf abzielt das relative psychosoziale Gleichgewicht in der Adoleszenz herzustellen, welches für die Aufgabe des Erwachsenseins unabdingbar ist“ (Erikson 1966: 192). Dabei ist die Identität eine unbedingt notwendige Stütze des jugendlichen Ichs bei seiner Aufgabe, das nachpubertäre Es in Schranken zu halten, das neu aufgerufene Über-Ich und das überfordernde Ich-Ideal

auszubalancieren“ (vgl. ebd.).

Die Diskussion der Stufe „Identität versus Identitätsdiffusion“ soll nun exemplarisch veranschaulichen, welche inneren Konflikten die Identitätsbildung während der Adoleszenz typischerweise aufwirft.

Identität versus Identitätsdiffusion

Diese Entwicklungsstufe schließt an den Konflikt „Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl“ und damit an das Ende der eigentlichen Kindheit an. Mit der Pubertät geht ein rasches Wachstums des Körpers (Längenwachstum, physische Geschlechtsreife) einher, welches den Heranwachsenden eine enorme psychische Integrationsleistung abverlangt. Doch nicht nur der Körper verändert sich, auch die soziale Rolle muss neu bestimmt werden. Die kindlichen Identifizierungen mit den Eltern werden in Frage gestellt, doch verfügen die Jugendlichen zu diesem Zeitpunkt noch nicht über eine eigene, gesicherte Position, die ihnen innere Sicherheit und Zuversicht geben könnte (vgl. Erikson 1966: 106, Conzen 2010: 81). Stimmungsschwankungen, innere Zwiegespaltenheit, Gefühle der Einsamkeit, Scham, Isolation und Depression weisen darauf hin, dass die Heranwachsenden ihr Verhältnis zu sich selbst und der Welt als problematisch erleben. Sie prüfen bestehende Bindungen an die Eltern und Freunde auf Verlässlichkeit und Tragfähigkeit (vgl. Conzen 2010: 82) und weiten den Kreis ihrer Vorbilder weit über die familiären Grenzen hinaus aus. Idolen und Idealen kommt eine identitätsstiftende Bedeutung zu, über sie können Heranwachsende sich auf der einen Seite von den Elternidentifikationen loslösen, zum anderen sieht Erikson darin aber auch eine Strategie zur Gestaltung der persönlichen Wertewelt und des Ich-Ideals (vgl. Conzen 2010: 83). Auch Peers werden nach und nach immer wichtiger und tragen über gemeinsam geteilte Gruppennormen und Ritualisierungen zu einer Abgrenzung gegenüber den Eltern und einer Ausdifferenzierung des Identitätserlebens bei (vgl. ebd., Erikson 1966: 110).

Neben dem Experimentieren mit sozialen Beziehungen und Rollen, steht auch die Suche nach einer beruflichen Perspektive im Fokus dieser Entwicklungsstufe. King erläutert, warum Berufs- und Ausbildungsentscheidungen im Spannungsfeld von Identität und Identitätsdiffusion immer auch durch die individuelle Biographie mitbestimmt werden und nicht nur von äußeren Möglichkeiten wie der Struktur der staatlichen Ausbildungsorganisation oder des Arbeitsmarktes: „Berufliche Optionen sind vielmehr immer auch Kompromissentscheidungen in Bezug auf

charakteristische Konfliktkonstellationen, wie sie den jeweiligen Lebenslauf, den familiären Hintergrund, die aktuelle Lebenssituation und deren psychische Verarbeitung kennzeichnen“ (King 2013: 104).

Vor dem Hintergrund einer postmodernen, individualisierten Gesellschaft, deren traditionelle Sicherheiten und herkömmlichen Anerkennungsmodalitäten in Auflösung begriffen sind, gestalten sich Individuationsprozesse für den und die Einzelne (n) risikoreicher also zuvor. Identitätsbildung erfordert zudem die Fähigkeit zu Dezentrierung und Distanzierungsfähigkeit von den kindlichen Erfahrungen (vgl. King 2013: 104f.). „Adoleszent-individuierende Dezentrierung stellt eine Voraussetzung dar für Neues hervorbringende, integrative (Geschlechts-)Identitätsbildung, die Konventionen überschreitet oder umgestalten kann“ (King: ebd.). Bezogen auf die Identitätsentwicklung junger Frauen und die Entwicklung einer Lebensperspektive über die Adoleszenz hinaus, stellt sich die Auseinandersetzung mit den kindlichen Identifizierungen zur Mutter und zum Vater als bedeutsam heraus. King (2013) spricht hier auch explizit von den Bindungserfahrungen und Bindungsqualitäten, wenn sie einen Zusammenhang von familialen Beziehungen und verinnerlichten individuellen Lebensentwürfen thematisiert.

4.2.1.3 Zwischenfazit

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Suche nach einer eigenen Identität und die damit einhergehenden Konflikte für männliche und weibliche Heranwachsende eine zentrale Entwicklungsaufgabe darstellt. Diese Suche findet in Auseinandersetzung mit den individuellen kindlichen Erfahrungen, den Bindungserfahrungen, den Identifizierungen mit Vater und Mutter und auch den durch die Gesellschaft aufgenommenen Erwartungen und Forderungen statt.

Inwiefern sich dieser Prozess vor allem hinsichtlich der Entwicklung einer beruflichen und körperlichen Identität für weibliche Adoleszente anders gestaltet als für junge Männer, haben u.a. Karin Flaake und Vera King (2001, 2003, 2004) ausführlich dargestellt. Nach King (2013) kann demnach die Ablösung³⁶ von den Eltern (als wichtiges Moment der Identitätsentwicklung) von der Elterngeneration

36 Es ist hier keine vollständige Ablösung gemeint. Es geht an dieser Stelle um den wechselseitigen Prozess zwischen Eltern und adoleszenten Kindern. Die Kinder müssen sich auch lösen dürfen. Dies setzt bei Eltern ein gewisses Maß an Distanzierungsfähigkeit voraus, um sich behutsam zurückzunehmen und den Jugendlichen Freiheiten und Spielräume zu lassen, ohne dass dadurch die Bindungsbeziehung grundsätzlich in Frage gestellt wird.

gefördert oder behindert werden. Erikson (1966) und später auch King (2013) betonen die Bedeutung der individuellen und gesellschaftlichen Fähigkeit zur Generativität, welche bewirkt, dass den Nachkommen während der Adoleszenz ein psychosoziales Moratorium ermöglicht wird. Weibliche Adoleszente hatten jedoch historisch betrachtet diese Möglichkeiten nur sehr eingeschränkt. Und auch gegenwärtig unterscheiden sich die adoleszenten Möglichkeitsräume männlicher und weiblicher Jugendlicher weiterhin enorm voneinander.

Dies wird vor allem durch die Doppelorientierung der jungen Frauen an Beruf *und* Familie deutlich. Neben dieser doppelten Orientierung weiblicher Heranwachsender, scheinen sich jedoch traditionelle Rollenbilder von familiärer Arbeitsteilung fortzusetzen bzw. nur sehr langsam abzubauen. Dies kann u.a. mit der „Macht der Identifizierungen“ zusammenhängen (King 2013: 126), die dazu führt, dass sich intergenerationelle Wandlungen oftmals sehr langsam vollziehen (vgl. ebd.). Es erklärt auch, warum junge Männer nur eher zögerlich eine Lebensperspektive entwickeln, in der der Wunsch nach einer eigenen Familie auch mit der Vorstellung von gelebter Familienorientierung und aktiver Fürsorge verbunden ist. Belege dafür finden sich nach King (2013) u.a. bei Sander (1995: 378), Scherr (1995: 123), Krüger (1995), Born (1998), Kühn/Zinn (1998: 76) und Friebe et.al. (2000) (vgl. 149).

In diesem Zusammenhang wäre eine genauere Betrachtung der innerfamiliären Beziehungen erkenntnistiftend. Welche Rolle spielt der Vater in der elterlichen Paarbeziehung und in der triadischen Konstellation zur Tochter (oder auch zum Sohn)? Welche Bedeutung hat die Vater-Tochter-Beziehung für die Identitätsentwicklung und Weiblichkeitsentwürfe der Tochter?³⁷ Welche psychischen und generativen Konflikte erleben Väter von adoleszenten Töchtern vor dem Hintergrund eines sich im Umbruch verstehenden Geschlechterverhältnisses?

Auch die Beziehung zur Mutter kann kontrovers diskutiert werden. So kritisiert Hagemann-White (2003) in ihrem Beitrag „Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz“ (in: Flaake/King 2003) die in Kapitel 3.1 und 3.2 bereits ausführlich dargelegte psychoanalytische Sichtweise auf Adoleszenz, die eine Ablösung von den Eltern als zentrale Aufgabe der Heranwachsenden ansieht. Sie führt einige Studien an, die belegen sollen, dass Mädchen während der Adoleszenz

37 Hier sei einmal mehr auf King (2013) verwiesen, die dieser Thematik ein ganzes Kapitel widmet: „V.4. Die Modernisierung der Vaterschaft exemplarisch: Väterlichkeit als generative Ressource der Adoleszenz am Beispiel von Vater-Tochter-Beziehungen“

viel eher mit der Pflege und Umgestaltung familiärer Beziehungen beschäftigt seien, als mit deren Auflösung oder Trennung (vgl. Gilligan et.al. 1988, Jordan et.al. 1991, Kaplan et.al. 1991, Apter 1990) und betont, dass die Beziehung zur Mutter während der Adoleszenz „gleichbleibend wichtig“ bliebe (Hagemann-White 2003: 77). Dennoch thematisiert auch sie einen konflikthafter Wandlungsprozess innerhalb dieser Beziehung wenn sie von „verwandelter Nähe“, einem „Kampf um Anerkennung“ durch die Mutter und der „Wiederherstellung von Vertrautheit und Nähe auf einem neuen Niveau“ spricht (ebd.). Daher müssen ihre Ausführungen nicht im Widerspruch zu einer psychoanalytischen Sicht auf Adoleszenz gesehen werden, denn weder Freud, Blos, Bowlby oder Erikson verstehen die Herausforderung der Ablösung von den Eltern während der Adoleszenz als einen reinen Trennungsprozess. Auch aus psychoanalytischer Perspektive geht es um die Reorganisation der realen Beziehungen zu den Eltern, wobei die kindlichen Identifizierungen mit Mutter und Vater tatsächlich gelockert oder aufgelöst werden können und auch sollten, damit Neues entstehen kann und sich Geschichte, auch Familiengeschichte durch Wiederholungszwang nicht zyklisch reproduziert. Trotz dessen bleiben Hagemann-Whites kritische Anmerkungen beachtenswert, denn sie verbindet ihre Argumentation mit der Schlussfolgerung, dass die weiter oben bereits genannte Antizipation eines Konfliktes zwischen Beruf und Familie aus der Wertschätzung der erlebten mütterlichen Fürsorge und Nähe mit entstehen könnte (vgl. ebd.: 77). Diesen Konflikt versuchen junge Frauen dann oft dadurch zu entschärfen, dass sie möglichst Berufsfelder wählen, die ihnen die Möglichkeit geben, „mütterliche“ Werte, im Sinne von kommunikativ sein, fürsorglich sein, „auf jeden Fall etwas machen, was mit Menschen zu tun hat“ (ebd.), auszuleben. Obschon diese Berufe in der Mehrzahl gesellschaftlich eher weniger geschätzte und schlecht bezahlte Dienstleistungsberufe sind, verfolgen die Mädchen – so Hagemann-White – den unbewussten Wunsch hier ihre Größen- und Allmachtsphantasien unterbringen zu können (vgl. ebd.). Dies wird jedoch von der Gesellschaft maßgeblich zu einer Form der „Hingabe an die Bedürfnisse anderer“ (ebd.) umgedeutet, wodurch einmal mehr einer Naturalisierung von Geschlecht erfolgt, wenn bestimmte Berufe als „typisch weiblich“ etikettiert werden.

Interessant kann in diesem Zusammenhang auch die viel diskutierte Frage nach einer spezifischen weiblichen Moral der Fürsorge sein, die Carol Gilligan (1984) im Anschluss an das Stufenmodell moralischer Entwicklung des kognitiven

Entwicklungspsychologen Lawrence Kohlberg gestellt und ausgearbeitet hat.³⁸ Es soll kritisch beleuchtet werden, welche Vor- und Nachteile mit der Annahme einer weiblichen Moral einhergehen. Dabei beziehen sich die Ausführungen auf die Felder Beruf und Paarbeziehungen. Die Bedeutung und Würdigung der Theorie einer weiblichen Moral für die Wissenschaften bleibt hiervon unberührt und soll hier aus Gründen des Umfangs nicht weiter verfolgt werden.

4.2.2 Weibliche Moral?

Im Kern der Auseinandersetzung mit dem Moralbegriff soll es hier um den Aspekt der Fürsorglichkeit gehen. Dem zugrunde liegt die Frage, ob es eine spezifisch weibliche *care*-Moral gibt und wenn dies anzunehmen ist, welche Auswirkungen diese auf identitätsbildende Prozesse während der Adoleszenz haben kann, wenn es um Entscheidungen geht, die die Lebenswirklichkeit junger Frauen in puncto Beruf und Liebesbeziehungen berühren³⁹.

Dazu sollen zunächst anhand der folgenden Tabelle die sechs Stufen der moralischen Entwicklung nach Kohlberg nachvollzogen werden.

Präkonventionelle Ebene	Stufe 1: An Strafe und Gehorsam orientiert
	Stufe 2: An instrumentellen Zwecken und am Austausch orientiert
Konventionelle Ebene	Stufe 3: An interpersonellen Erwartungen, Beziehungen und an Konformität orientiert
	Stufe 4: An der Erhaltung des sozialen Systems orientiert
Postkonventionelle Ebene	Stufe 5: Am Sozialvertrag orientiert
	Stufe 6: An universellen ethischen Prinzipien orientiert

Tab. 5: Stufenmodell der moralischen Entwicklung nach Lawrence Kohlberg

Kohlberg entwickelte in Weiterführung der Studie „Das moralische Urteil beim Kinde (1932) von Jean Piaget eine Stufenabfolge der moralischen Entwicklung, die er als universell ansah. Die wenigsten Menschen erreichen nach Kohlberg die Ebene der postkonventionellen Moral. Die meisten Erwachsenen befinden sich auf den Stufen 3 oder 4. Jugendliche können frühestens ab einem Alter von 12 bis 14 Jahren die

³⁸ Es kann hier jedoch nicht darum gehen, beide Konzepte ausführlich vorzustellen, kritisch zu reflektieren und gegenüberzustellen, vielmehr sollen die Erkenntnisse Gilligans und auch einige ihrer Gegenstimmen Denkanstöße liefern, die der kontextuellen Einbettung der Arbeitshypothesen dieser Arbeit und deren kritischer Reflexion dienen können.

³⁹ Dass, und wie diese beiden zunächst so unverbunden anmutenden Lebensbereiche miteinander zusammenstehen und sich wechselseitig beeinflussen, wird im folgenden noch näher erläutert werden.

konventionelle Ebene erreichen (vgl. Garz 1996). Die höchste Stufe (hier Stufe 6, die Hinzunahme einer siebenten Stufe war angedacht) sah Kohlberg als das reifste Stadium der menschlichen Moralentwicklung an. Sie bedeutet eine Orientierung an universellen ethischen Prinzipien und geht mit Werten wie Autonomie und Unabhängigkeit von anderen einher (vgl. Flaake 2005: 161). In seinen Längsschnittuntersuchungen kann er bei den Teilnehmer_innen keine Anhaltspunkte für das Erlangen der Stufe 6 ausmachen (vgl. Colby/Kohlberg/Gibbs/Liebermann 1983: 46), jedoch will er diese in der Interpretation vorliegender Dokumente oder Interviews mit ausgesuchten Personen vorgefunden haben (u.a. Ghandi, Sokrates, Abraham Lincoln oder Martin Luther King). Als Gedankenexperiment gibt Kohlberg (1973) die folgenden Denkanstöße, um zu einer „idealen Rollenübernahme“ im Sinne der 6. Stufe zu gelangen:

1. *„Sich vorzustellen, in der Position einer jeden in der Situation beteiligten Person zu sein (einschließlich der eigenen Person) und alle Ansprüche zu erwägen, die man erheben könnte...*
2. *Sich dann vorzustellen, daß der einzelne nicht weiß, wer er in der Situation ist und zu fragen, ob er seinen Anspruch immer noch aufrecht erhalten würde und*
3. *Dann in Übereinstimmung mit diesen reversiblen Ansprüchen [...] zu handeln“*

(Kohlberg 1973: 643, zit. nach Garz 1989: 151)

Kohlbergs wissenschaftliches Vorgehen ist nicht unumstritten, u.a. da er seine Erkenntnisse zunächst aus Untersuchungen mit zumeist weißen männlichen Kindern und Jugendlichen zwischen 12 und 16 Jahren gewann. Mädchen wurden erst später in die Studien einbezogen und verteilten sich – ebenso wie Kinder der sogenannten „Unterschicht“ - überproportional auf die auf die niedrigeren Reifestadien. Dadurch fand - zumindest durch die ersten Studien zur Fundierung der Kohlbergschen Annahmen - eine Verallgemeinerung des für Jungen und Männer Spezifischen statt, die gleichbedeutend war mit einer defizitären Sicht auf das spezifisch Weibliche. Was dieses spezifisch Weibliche im Sinne einer moralischen Entwicklungslogik sein könnte, wurde von Carol Gilligan,⁴⁰ die selbst Schülerin Kohlbergs und auch Eriksons war, als Fürsorgemoral bekannt (Gilligan 1984: 30):

40 Auf die z.T. sehr unterschiedlichen Reaktionen auf Gilligans Werk innerhalb der Wissenschaften soll hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden. Vergleiche dazu Flaake, K. (2005): Carol Gilligan: Die andere Stimme. In: Löw/Mathes (Hrsg.): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung. Wiesbaden.

„In dieser Konzeption entsteht das Moralproblem aus einander widersprechenden Verantwortlichkeiten und nicht aus konkurrierenden Rechten, und es setzt zu seiner Lösung eine Denkweise voraus, die kontextbezogen [...] und nicht formal und abstrakt ist. Diese Konzeption der Moral, bei der es um care (Fürsorge, Pflege, Zuwendung) geht, stellt das Gefühl für Verantwortung und Beziehungen in den Mittelpunkt, während die Konzeption der Moral als Fairness die moralische Entwicklung vom Verständnis von Rechten und Spielregeln abhängig gemacht hatte.“ (Gilligan ebd.)

So konnte Gilligan anhand einer Studie mit Frauen eine Entwicklungslogik moralischen Urteilens feststellen, die den Verlauf von einer Moral der Fürsorge für andere zu einer perspektivischen Erweiterung, die neben den anderen auch das Selbst mit einbezieht und schließlich zu einer Position führen soll, die das Für-andere-da-Sein und die eigenen Interessen ausbalanciert (vgl. Flaake 2005: 162). Das klassische Dilemma einer weiblichen Moral könnte nach Gilligan also in etwa als ein Konflikt zwischen „Mitgefühl und Autonomie, zwischen Tugend und Macht“ (Gilligan ebd.: 90) beschrieben werden.

Verglichen mit traditionellen Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit erscheint Gilligans Konzeption diese zunächst zu bestätigen und könnte damit einer Naturalisierung von Geschlechtsunterschieden Geltung verschaffen. Interessant ist indes, dass Gilligan selbst zwar von einer komplementären Beziehung der männlichen und weiblichen Moralkonzepte zueinander sprach, diese sich also zur Erlangung einer „umfassenden moralischen Position“ vereinigen müssen (Gilligan ebd. 209), der jeweilige Geschlechterbezug jedoch nicht mehr als ein empirischer sei (vgl. ebd.: 10). Die Gründe für die Ausprägung einer sogenannten weiblichen, also an Fürsorge und Verantwortung orientierten Moral bzw. einer männlichen, an der Einhaltung von Spielregeln (Fair-Play) bzw. Autonomie und abstrakten Prinzipien orientierten Ethik müssen also sozialisationsbedingt sein.

Eine weitere Perspektive zeigt Gertrud Nunner-Winkler (1998) auf, indem sie empirisch belegt, dass Fürsorglichkeit dilemmaspezifisch und nicht geschlechtsabhängig sei (Nunner-Winkler 1998: 85). Probleme, die den eigenen Erfahrungen nahe sind oder eigene Betroffenheit erhöhe die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen (ungeachtet des Geschlechts) eher im Sinne einer als weiblich deklarierten, fürsorgeorientierten Moral handeln würden, wobei dem eigenen Erleben fremde Konflikte beiderseits eher mit einer abstrakten, prinzipienorientierten Moral begegnet würde (vgl. Flaake 2005: 170).

4.2.2.1 Zwischenfazit

Schaut man sich nun vor dieser Folie an, wie junge Frauen ihre Lebensperspektiven bezüglich Beruf, Familie und Partnerschaft gegenwärtig entwerfen, so zeigt sich (wieder?) eine Orientierung an Idealen und Normvorstellungen, die weibliche Stereotype reproduzieren und als traditionell benannt werden muss. Flaake (2001: 116f.) und Oechsle (1998: 195f.) zeichnen diese Prozesse detailliert nach: So zeigt sich, dass sich die meisten jungen Frauen prinzipiell zunächst an einem egalitär konzipierten Familienkonzept orientieren, welches ihnen neben der Mutterschaft und einer erfüllenden Paarbeziehung auch die Ausübung ihres angestrebten Berufes ermöglicht (Flaake 2001: 116). Wenn es um die konkrete Durchsetzung dieser Wünsche im Alltag geht, sprechen die Studienergebnisse jedoch von einer deutlichen Tendenz zu Selbstzurücknahme und Selbstbeschränkung vor allem für die Bereiche der Berufsausübung und der gleichgewichtigen Verteilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung zwischen den Partnern (vgl. ebd.).

Für den Bereich der Paarbeziehungen charakterisiert Oechsle (1998), dass die Leitbilder und Ideen von romantischer Liebe insgesamt wenig emanzipativ sind. Viel eher als an der (gesellschaftlich konstruierten) sozialen Ungleichheit zwischen Mann und Frau, welche nach Oechsle einem Dialog zwischen den Geschlechtern förderlich wäre und ein Aushandeln z.B. einer gerechten Arbeitsteilung ermöglichen würde, orientieren sich junge Frauen weiterhin, oder wieder⁴¹ (vgl. Brückner: 1993: 45f.) an einer Idee der vermeintlichen Gleichheit und einem weiblichen Liebesideal, welches der oben beschriebenen weiblichen Moral in ihren unreifen Stufen nahekommt: Weibliche Liebe ist oft gleichbedeutend mit Hingabe, Fürsorge und Selbstlosigkeit (vgl. Oechsle 1998: 196). Diese angenommene Gleichheit verschleierte die darunterliegenden (sozialen) Ungleichheiten und erlaube es nach Oechsle, diese zu „de-thematisieren und damit scheinbar zu neutralisieren“ (ebd.). Dadurch würden im schlimmsten Fall Aushandlungsprozesse über die gerechte Aufgabenverteilung im Beziehungsleben mit einem Verlust an (weiblicher) Liebe gleichgesetzt.

Es kann also festgehalten werden, dass gesellschaftliche Vorstellungen und Bilder von Weiblichkeit einen deutlichen Einfluss auf die Entwicklung einer moralischer Entscheidungslogik haben. Hinzu kommt, dass die Qualität weiblicher Liebe mit Attributen wie Fürsorge, Selbstbeschränkung und Zurücknahme assoziiert wird. Für

41 Nach Brückner (1993) wurden diese Dialoge und Aushandlungsprozesse in den 1970er und frühen 1980er Jahren durch die zweite Frauenbewegung angestoßen, verebbten dann aber wieder.

die berufliche Perspektive bedeutet dies ein Zurückstellen der eigenen Ambitionen, welches wie oben mit Bezug zu Hagemann-White beschrieben zu einem Verlust an Möglichkeiten führt, die adoleszenten Größen- und Allmachtsphantasien in diesem Feld zu integrieren (siehe auch Kapitel 3.1 und 3.2). Unter Rückgriff auf Mario Erdheims (2007) Aufsatz „Adoleszenz, Omnipotenz und Gewalt“ könnte nun eine adoleszente Überbetonung des Freizeitsektors (Stichwort: Kulturindustrie), und auch die übertriebene Beschäftigung mit dem eigenen Körper (der Wunsch nach Schönheit und entsprechende Maßnahmen der Selbstoptimierung durch Diäten, Fitness, etc.) als Ersatzhandlungen verstanden werden, um die omnipotenten Wünsche und Strebungen hier statt im beruflichen Feld auszuagieren. Die damit einhergehenden Konflikte erscheinen den jungen Frauen möglicherweise weniger bedrohlich (im Sinne einer Identitätsdiffusion) als die gesellschaftlichen und familiären Widersprüche, denen weibliche Adoleszente begegnen. Die Kulturindustrie bietet über das Fernsehen, das Internet und die Printmedien ein einseitiges, häufig sexualisiertes Bild von Weiblichkeit (vgl. Bublitz 2012: 19-36 in: Riegraf/Spree/Mehlmann (Hrsg.) 2012) als Identifikationsangebot und Ideal, welches über Konsumgüter und Disziplin für jede (mit mehr oder weniger Aufwand) erreichbar scheint.

Bezogen auf die Herausforderungen der Identitätsbildung während der weiblichen Adoleszenz wirft diese Problematik nun die Frage nach der Bedeutung des Geschlechtskörpers auf. Vor allem vor dem Hintergrund der Gewaltthematik, die dieser Arbeit zugrunde liegt, muss im nächsten Schritt erarbeitet werden, wie sich geschlechterstereotype Bilder von Weiblichkeit in die Körper einschreiben, aus dem Unbewussten wirksam werden - daher zunächst einer bewussten Bearbeitung und Veränderung eher konservativ gegenüberstehen - und wie diese Bilder mit der eingangs vermuteten Verletzungsoffenheit zusammenhängen.

4.2.3 Geschlecht, Körper und Habitus

Auf der Verständnisgrundlage von Geschlecht als sozialer Konstruktion, finden sich auf die Frage nach der Herstellung von Geschlecht (und damit auch nach geschlechterstereotypen Bildern) im wissenschaftlichen Diskurs, unterschiedlich konnotierte Konzeptionen. Diese können hier nur exemplarisch aufgegriffen werden.

So beschreibt beispielsweise der von West und Zimmermann (1991) geprägte Begriff des *doing gender* diesen Prozess als stetige, aktive Herstellungsleistung der

Beteiligten über soziale Praktiken, die dann von anderen im Sinne der Zweigeschlechtlichkeit interpretierbar sind (vgl. Budde 2003: 17). Geschlechterdifferenzen werden demnach über Interaktion permanent reproduziert. Ein wichtiger Verdienst dieser mikroperspektivischen Sicht auf Geschlecht ist sicherlich darin zu sehen, dass sie die vermeintlich naturhaften Unterschiede zwischen Männern und Frauen und die daraus resultierenden kulturellen Selbstverständlichkeiten (z.B. bezüglich der Rollenbilder⁴² von Mädchen und Frauen) aufbrechen konnte.

Ebenfalls in den 1990er Jahren legte Judith Butler (1991) ihr viel diskutiertes, erstes Werk „Gender Trouble“ vor. Sie verweist darin vor allem auf die performative Kraft von Sprache für den Prozess der Herstellung von Geschlecht. Butler geht dekonstruktivistisch vor. Sie zeigt, wie über diskursive Prozesse Geschlecht als Unterscheidungskategorie überhaupt erzeugt wird und geht, indem sie ihren Ansatz nicht nur auf die Kategorie *gender* (im Sinne eines sozialen Geschlechtes) sondern auch auf „sex“ (als biologisches Geschlecht) bezieht, über den *doing gender* - Ansatz hinaus. Die Zuweisung eines naturgegebenen „sex“ sei demnach ein Effekt von *gender*. Auch über die Kategorie *gender* reproduzieren sich nach Butler also als natürlich empfundene Geschlechterdifferenzen. Auf Butlers performativen Ansatz soll hier nur in aller Kürze hingewiesen werden. Er kann zumindest exemplarisch für den *performative turn* in den Literatur- und Geschichtswissenschaften, sowie in der Soziologie, gelten.

Auf diesen folgte die bis heute andauernde Wende, die den Körper in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses stellt. Für die Soziologie bedeutet dies eine „systematische Integration der Kategorie 'Körper' in die Konzeption von Sozialität“ (Gugutzer 2006: 11). Offensichtlich wird das empirische und theoretische Interesse an einer körpersoziologischen Perspektive auch durch die institutionellen Verankerung als eigene Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) sowie durch zahlreiche Untersuchungen, Tagungen und Publikationen (vgl. Gugutzer 2004, Jäger 2004, Hahn/Meuser 2002, Schroer 2005). Auch die weiter oben zitierten Ausschnitte aus den Arbeiten von Vera King und Karin Flaake reflektieren Geschlecht u.a. aus einer körpersoziologischen Perspektive.

Lange bevor jedoch von einem *body turn* gesprochen wurde, waren Körper und

42 Exemplarisch könnte die Zuschreibung von mathematisch-naturwissenschaftlicher Begabung für Jungen bzw. die sprachliche oder soziale Begabung für Mädchen, oder die selbstverständliche Zuweisung der Rolle als Mutter und Hausfrau an die Frau bzw. die Rolle des Familienernährers an den Mann angeführt werden.

Leiblichkeit bereits zentrale Momente des Habitus-Konzeptes von Bourdieu (1982), welches für gegenwärtige körpersoziologische Diskurse vielfach herangezogen wird (vgl. Gugutzer 2006: 25f) und sich daneben auch für andere Diskurse als fruchtbar erweist.

Bourdieu selbst beschreibt sein Werk mit eigenen Worten als „Psychoanalyse des Sozialen“ (1982: 31). Er verweist in seinen Publikationen nicht nur an vielen Stellen direkt auf Freud, sondern bezieht in seine Überlegungen zum Habitus einige psychoanalytische Begrifflichkeiten und Konzepte mit ein. Er schreibt beispielsweise, die Entwicklung des Habitus könne „als Kompromissbildung (im Freudschen Sinne) beschrieben werden“ (2001: 211), die über eine „Reihe [...] sozial [...] organisierter Operationen (Projektion, Identifikation, Übertragung, Sublimierung usw.) erfolge“ (ebd. 210). Auch verweist das Habituskonzept eindeutig auf den durch die Psychoanalyse geprägten Begriff des Unbewussten (vgl. Bourdieu/Waquant 2006: 170f).

Diese Schnittstelle zwischen den beiden Disziplinen ist für die zugrunde liegenden Hypothesen bedeutsam, vor allem, wenn es um die Wirkmächtigkeit des Körpers für die Entwicklung einer weiblichen Identität während der Adoleszenz geht. Das Habituskonzept kann dabei als Erweiterung zu den obigen Identitätstheorien gelesen werden. Denn beide Begriffe, Identität und Habitus, beschreiben Verhaltensdispositionen, die Menschen im Verlauf ihres Lebens entwickeln und die „aufgrund vermittelnder Prozesse zwischen Kultur, Gesellschaft und Individuen“ entstehen (Liebsch 2006: 68). In beiden Konzepten findet sich die Verbindung der mikrosoziologischen Ebene des Handelns von Individuen und makrosoziologischer Ebene der gesellschaftlichen Strukturen, die das Individuum umgeben. Die Auseinandersetzung mit diesen historisch sowie kulturell bedingten Strukturen, Regeln und Normen einer Gesellschaft, ist sowohl für die Entwicklung von Identität als auch des Habitus charakteristisch (vgl. ebd.). Auch gehen beide Konzepte von einer Verquickung bewusster und unbewusster Anteile aus. Für die Identitätsbildung wurde dies bereits in Kapitel 4.2.1.1 beschrieben. Für das Habituskonzept nimmt Bourdieu eine Unterscheidung vor, wenn er von *Hexis und Ethos*⁴³ spricht.

43 Der Habitus umfasst nach Bourdieu die Bereiche Handeln, Denken und Wahrnehmen (Bourdieu 1976: 169). *Hexis* meint dabei die unbewusste, inkorporierte Seite des Habitus, seine körperlich ausgedrückte und von anderen wahrnehmbare Seite (vgl. Böning: 125 in: Fröhlich/Rehbein 2009). Die *Hexis* zeigt sich beispielsweise in Gang, Haltung, Auftreten, Manieren, „kurz, alle Aspekte der physischen Erscheinung, die als Bestimmungsfaktoren der sozialen Position gelesen werden können“ (ebd.). Von *Ethos* spricht Bourdieu bereits vor der Entwicklung des Habitusbegriffes (vgl. Rehbein/Saalman 114 in: Fröhlich/Rehbein 2009). Er behält den Ethos-Begriff jedoch bei, um damit den bewussten, intellektuellen Teil des Habitus zu kennzeichnen, der sich vom

Dabei unterscheiden sich beide Konzepte voneinander nicht nur hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte. Der Identitätsbegriff⁴⁴ ist theoriegeschichtlich älter. Obschon auch er originär einer soziologischen Perspektive entstammt, wurde er zügig in entwicklungspsychologische und sozialpsychologische Theorien aufgenommen. Im Gegensatz dazu wurde die Habitus Theorie nach Bourdieu (1982) in der Psychologie bisher kaum gewürdigt⁴⁵ (vgl. Zander 2010), obwohl vermutet werden kann, dass eine Adaption fruchtbar wäre. In der Frauen- und Geschlechterforschung ist dies bereits an einigen Stellen geschehen (vgl. Engler 2008: 250, Jäger/König/Maihofer 2012). Auch in den Erziehungswissenschaften ist dieser Prozess zu beobachten⁴⁶.

Begrifflich unterscheiden sich Identität und Habitus vor allem im Hinblick darauf, wie sie das Verhältnis zwischen Subjekt und Umwelt konzipieren. Klassische Identitätskonzepte gehen von einer gewissen Trennung zwischen Innen und Außen aus (vgl. Liebsch 2006: 69). Über den Habitus kommt es vielmehr zu einer Vermittlung zwischen diesen beiden Bereichen (vgl. ebd.). Darüber hinaus konnte mittels der Habitus Theorie erklärt werden, wie über (als persönlich-individuell wahrgenommener) Geschmack und Distinktion gesellschaftliche Klassen ihre Zugehörigkeiten organisieren, um ihr Fortbestehen zu sichern, Macht zu erhalten oder zu mehren. Damit stehen die Werke Bourdieus mit ihren Bezügen zu Kulturtheorie und Herrschaftssoziologie in einem gänzlich unterschiedlichen theoretischen Kontext als die oben aufgeführten Identitätskonzepte.

In welchem Verhältnis stehen bei Bourdieu nun Geschlecht und Körper zum Habitus und welchen spezifischen Erklärungswert haben seine Gedanken für die hier aufgestellten Thesen?

Die Existenz zweier Geschlechter ist nach Bourdieu ein Resultat der androzentrischen Gesellschaftsstrukturen. Erst die Kultur der männlichen Herrschaft

unbewussten, *somatischen* Hexis-Teil unterscheidet.

44 G.H. Mead entwickelte bereits am Ende des 19. Jahrhunderts erste Konzeptionen von Identität. Aus seinem Werk „Geist, Identität und Gesellschaft“, welches 1934 posthum von seinem Schüler Charles W. Morris auf der Grundlage von Mitschriften der Vorlesungen Meads veröffentlicht wurde, geht hervor, wie er die Entstehung von Identität mittels Kommunikation und Interaktion begreift (Morris (Hrsg.)/Mead 1934).

45 Vgl. dazu den Artikel von Michael Zander (2010) im Journal für Psychologie :
Url: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/171/169> (05.06.2015)

46 Für die Erziehungswissenschaften sei hier exemplarisch auf den Band „Reflexive Erziehungswissenschaften“ (2006) von Barbara Friebertshäuser, Markus Rieger-Ladich und Lothar Wigger (Hrsg.) und die Dissertation „Barrieren in der Weiterbildung. Habitus als Grundlage von Karriereentscheidungen“ (2009) von Regina Heimann hingewiesen. Ebenfalls wird die Habitus Theorie von Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann und Cornelia Neumann (Hrsg.) im Band „Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze“ (2014) aufgenommen.

und der weiblichen Unterwerfung bringt die Wahrnehmung eines als natürlich empfundenen geschlechtlichen Unterschiedes, welcher je unterschiedliche Rollen nach sich zieht, hervor (vgl. Jäger et al. 2012: 22). Diese als naturbedingt erlebte Spaltung in männlich/weiblich ist tatsächlich eine *Naturalisierung*, die zum einen das Produkt männlicher Herrschaftsmechanismen darstellt, und zum anderen ihr Fortbestehen sichert. Bourdieu spricht von „vergeschlechtlichten Interpretations- und Einteilungsprinzipien“ (Bourdieu 2005: 22), nach denen die Welt und zuallererst der eigene Körper betrachtet wird. „Der biologische Unterschied [...] zwischen den männlichen und weiblichen Körpern, und insbesondere der anatomische Unterschied zwischen den Geschlechtsorganen, kann so als natürliche Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern und insbesondere der geschlechtlichen Arbeitsteilung erscheinen. Das gesellschaftliche Deutungsprinzip konstruiert den anatomischen Unterschied“ (Bourdieu 2005: 22f). Diese Sichtweise ist zunächst nicht neu, auch gilt sie nicht mehr als ausgesprochen radikal. Auch in den oben aufgeführten Konzepten des „Doing-Gender“ und des performativen Ansatzes nach Butler geht man davon aus, dass Geschlechterdifferenzen aktiv hergestellt werden und einer naturhaften Grundlage entbehren. Interessant ist hier vor allem die Verbindung mit dem von Bourdieu geprägten Habitusbegriff, da über diesen erklärbar wird, warum sich auch angesichts engagierter Bestrebungen Transformationsprozesse, die das Geschlechterverhältnis betreffen, als so zäh erweisen.

Bourdieu spricht vom Habitus als ein „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“ bzw. als „strukturierte und strukturierende Struktur“ (Bourdieu 1982: 98). Dieser Doppelcharakter des Habitus weist ihm sowohl die Eigenschaft zu, etwas hervorbringen zu können, sowie gleichzeitig selbst etwas Hervorgebrachtes zu sein (vgl. Villa 1996: 148). Auch Sprache bzw. sprachliche Diskurse weisen diesen Doppelcharakter auf. So misst Bourdieu – wie auch Butler – der Sprache einen hohen Stellenwert bei. Über sprachliche Diskurse ordnen und strukturieren Menschen die Welt, machen sie „vorstellbar“ und „repräsentierbar“ (vgl. ebd.), erzeugen Sinn und Bedeutungen.

Sprache für sich erzeugt den Habitus jedoch nicht und deshalb ist es auch nicht möglich, ihn allein auf dieser Ebene zu verstören oder zu transformieren. Der Habitus ist eng mit körperlichen Erfahrungen und Empfindungen verwoben. *Inkorporation* nennt Bourdieu den Vorgang der Verleiblichung sozialer Strukturen, die wiederum als Habitus nach Außen getragen werden und gleich eines Filters, die

Wahrnehmung der Umwelt beeinflusst und soziale Handlungen determiniert. Somit folgt der Prozess der Habitualisierung in gewisser Weise einer Schleifenbewegung. Der Habitus perpetuiert sich, und mit ihm und über ihn reproduzieren sich die sozialen Strukturen einer Gesellschaft. Dabei ist das Habituskonzept nicht deterministisch zu verstehen, obschon dies ein Vorwurf ist, dem Bourdieu sich von Seiten seiner Kritiker ausgesetzt sah (vgl. Rehbein/Saalmann 2009: 115). Rehbein und Saalmann beschreiben zwei Ebenen, auf denen Habitus und Wandel sich bedingen. „Mikrologischer Wandel“ könne geschehen, wenn verschiedene Habitus in unterschiedlichen Situationen und Umgebungen zusammentreffen (vgl. ebd. : 117). Diese Kollision birgt die Chance, neue, unvorhergesehene Situationen zu provozieren, denen nicht mittels habitualisierter Muster begegnet werden kann. Makrologische Wandlungsprozesse resultieren aus dem Verteilungskampf um Ressourcen und Macht in den verschiedenen sozialen Feldern. Dennoch hinterlässt Bourdieu mit dem Habituskonzept ein Werkzeug, mittels dessen eher wiederkehrende Prinzipien sozialen Handelns aufgedeckt, als sozialer Wandel beschrieben werden kann.

Mit der Habitus Theorie wird deutlich, weshalb gesellschaftliche Machtverhältnisse, Klassenunterschiede und ebenso die Herrschaftsbeziehung zwischen Männern und Frauen eine über viele Generationen hinweg bestehende Stabilität aufweisen. Bourdieu erläutert dies in seinem Essay „Das Elend der Welt“ (1998) unter anderem anhand des Prinzips der Vererbung. Er greift auf seinen bereits zuvor konzipierten, drei Sorten umfassenden Kapitalbegriff zurück. Ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital strukturiert den sozialen Raum, indem es die Menschen - einer Währung gleich - mit unterschiedlichen Ressourcen ausstattet. Über die Ausstattung mit Kapitalien kommt der/dem Einzelnen dann ihre/seine Position im sozialen Raum zu. Die Ausstattung mit Kapitalien erfolgt in erster Linie über die Familie bzw. über die männliche Erblinie. Der soziale Raum ist dann nach Bourdieu Austragungsort des Kampfes um gesellschaftliche Anerkennung und Macht, der dazu tendiere, mittels Institutionalisierung bzw. letztlich als Ausdruck in rechtlichen Grenzen „dauerhafte anerkannte hierarchische Teilungen von großer Trägheit und Beharrlichkeit in der Gesellschaft entstehen zu lassen“ (Gröning 2014: 97).

In seinem Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ (1982), schreibt Bourdieu, der Habitus bilde sich entlang der Kategorien Herkunft, Geschlecht und Ethnie heraus. Die Kategorie Geschlecht wirke sich über die milieu- und kulturabhängig erzeugten Geschlechterstrukturen konstitutiv auf den Habitus aus. Der Habitus gebe dem

Menschen dann „scheinbar natürliche Handlungsgrenzen vor“ (Gröning ebd.). Diese Handlungsgrenzen entziehen sich jedoch dem Bewusstsein. Sie sind nicht auf einer kognitiver Ebene verortet, sondern spiegeln sich in sozialen Gefühlen wie Scham und Angst (vgl. ebd.). Ausgehend von einer dualistischen Geschlechterordnung, entwickeln Männer und Frauen also unterschiedliche Habitus.

Bourdieu beschreibt, wie sich der weibliche Habitus aus der Erfahrung des „Wahrgenommenwerdens“ (Bourdieu 2005: 117) durch Andere entwickelt. Der weibliche Körper wird ebenso als „Körper-für-Andere“ charakterisiert. Überspitzt formuliert, ist es der männliche Blick von außen, welcher der Frau ihre Eigenschaften zuschreibt. Sogar sie selbst versuche sich durch diesen Blickwinkel zu betrachten (vgl. Bourdieu 2005: 112f).

„Die männliche Herrschaft konstituiert die Frauen als symbolische Objekte, deren Sein ein Wahrgenommenwerden ist. Das hat zur Folge, dass die Frauen in einen andauernden Zustand körperlicher Verunsicherung oder, besser, symbolischer Abhängigkeit versetzt werden: Sie existieren zuallererst für und durch die Blicke der anderen, d.h. als liebenswürdige, attraktive, verfügbare Objekte. Man erwartet von ihnen, dass sie „weiblich“, d.h. freundlich, sympathisch, aufmerksam, ergeben, diskret, zurückhaltend, ja unscheinbar sind. Und die angebliche 'Weiblichkeit' ist vielfach nichts anderes als eine Form des Entgegenkommens gegenüber tatsächlichen oder mutmaßlichen männlichen Erwartungen, insbesondere hinsichtlich der Vergrößerung des männlichen Ego. Demgemäß wird tendenziell das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie zu den anderen (und nicht nur den Männern) stehen, für ihr Sein konstitutiv.“ (Bourdieu 2005: 117)

Wenn die Diskrepanz zwischen dem Körper, wie er „sozial gefordert“ wird und der „praktischen Beziehung zum eigenen Körper“, die jedoch immer durch den männlichen Blick mitkonstituiert wird, unüberbrückbar wird, entstehen Gefühle der Gehemmtheit, des Unbehagens, der Schüchternheit oder der Scham (vgl. Bourdieu 2005: 118). Im Kontext von symbolischer Gewalt können dafür beispielsweise verbale Verletzungen, aber auch non-verbale Erniedrigungen und Beschämungen verantwortlich zeichnen, denen junge Frauen nicht nur innerhalb ihrer Herkunftsfamilie, sondern ebenso im schulischen Bereich durch Lehrpersonen, in Freizeiteinrichtungen und nicht zuletzt durch die Peers und seit einiger Zeit verstärkt auch im Bereich der sozialen Medien ausgesetzt sind.

Erst die Wiederaneignung des weiblichen Körpers durch die Frau selbst – Bourdieu schlägt hier zum Beispiel das intensive Betreiben einer Sportart vor – mache die

Erfahrung eines „Körpers-für-sich“ möglich (vgl. ebd. 119). Die Aufkündigung dieser körperlichen Selbstunterwerfung an den Mann führe jedoch bei den Frauen dazu, dass sie in den Augen der Männer an „Weiblichkeit“ verlieren (vgl. ebd. 120).

Im Kontext von Adoleszenz beschreibt Flaake (1998), mit welchen Widersprüchen weibliche Körperlichkeit gesellschaftlich verhandelt wird: „Zwar ist Selbständigkeit und Selbstbewusstsein mittlerweile eine Erwartung, die sich auch an junge Frauen richtet, in den gesellschaftlichen Definitionen weiblicher Körperlichkeit sind jedoch latente Botschaften enthalten, die ein aktives, lustvolle In-die-Welt-Gehen eher bremsen, als dass sie es befördern. Weiblichkeitsdefinitionen werden auf diese Weise 'in den Leib geschrieben' und sind damit folgenreicher, tiefsitzender verankert, als es einer bloßen Orientierung an gesellschaftlichen Geschlechtsrollenerwartungen entspräche, sie werden Teil der eigenen Körperlichkeit“ (vgl. 48 Herv. i. O.).

Inwiefern sich diese an Jugend, Schönheit und Attraktivität orientierten Weiblichkeitsdefinitionen in Abhängigkeit von sozialer Lage und Bildungsaspiration im adoleszenten Auftreten widerspiegeln, untersucht eine Studie von Cornelia Helfferich (1994). Sie kann zeigen, in welchem Ausmaß die Herrichtung und Zurschaustellung des jugendlichen weiblichen Körpers in Relation zu ihrer Schulbildung und den damit einhergehenden Chancen auf beruflichen Erfolg und soziale Teilhabe variiert (vgl. Helfferich 1994). Für weibliche Jugendliche mit eingeschränkten beruflichen Perspektiven (hier zum Beispiel Hauptschulabschluss) konstatiert sie:

„Angesichts der wahrgenommenen Chancenstrukturen scheint die Investition in den Körper vielversprechender als die in eine Ausbildung; Attraktivität ist identitätsstiftender als die Arbeitsplätze, die angeboten werden. Der Körper ist Kapital [...] als Köder, und seine Herrichtung über Diät, Mode, Make-Up ist eine Chance. Der Sinn für's Ästhetische [...] hat einen direkten Bezug zu dem anderweit verstellten Zugang zu gesellschaftlicher Macht.“ (Helfferich 1994: 129, zit. nach Flaake 1998: 49)

Dennoch beschreibt Helfferich auch für Mädchen mit höherer schulische Bildung einen negativen Einfluss gängiger gesellschaftlicher Bilder von Weiblichkeit für ihre Identitäten: Da berufliche Kompetenzen und Erfolge nicht unbedingt Teil der gesellschaftlichen Definition einer positiv bewerteten Weiblichkeit sind, können sie darüber ihre spezifisch weibliche Identität nicht stärken und tun dies, ebenso wie die jungen Frauen mit weniger guter Schulbildung, wiederum in Anlehnung an

stereotype Ideale von Schönheit und Attraktivität (vgl. ebd.).

Flaake schließt daraus auf eine „spezifische Verwundbarkeit des Selbstbildes und Selbstgefühls von jungen Frauen“, aus der heraus die männliche Bestätigung besonders wichtig werde (49).

4.2.3.1 Zwischenfazit

Obschon die Entwicklung des Habitus nicht erst mit der Adoleszenz beginnt, sondern bereits in der frühesten Kindheit, spielen habitualisierte Verhaltensdispositionen für adoleszente junge Frauen hinsichtlich der zugrundeliegenden Hypothesen eine enorme Rolle: Sie können eine Verletzungsoffenheit für Gewalterfahrungen in (späteren) Paarbeziehungen auf der Basis einer prinzipiellen Verinnerlichung von Weiblichkeit als potentieller Minderwertigkeit gegenüber dem männlichen Geschlecht bedingen, die sich in körperlichen und zum-Körper-gewordenen, und damit unbewussten Zuständen und Verhaltensweisen spiegelt. Einer dekonstruktivistischen Sicht auf das hierarchische Geschlechterverhältnis, die im butlerschen Sinne den vorherrschenden Geschlechterdualismus durch performative Akte⁴⁷ verstören könne oder gar aufzuheben im Stande wäre, muss hier eine Absage erteilt werden. Durch die Habitusstheorie wird klar, dass die Bestrebungen Veränderungen der Geschlechterhierarchie auf der Rollenebene provozieren zu wollen, mühsam sind. Die Wahrnehmung der Welt nach einem dualistischen Prinzip, welches dem Weiblichen stets Attribute wie niedrig, schwach, irrational oder nachgiebig etc. zuschreibt, manifestiert sich in den Körpern und wird damit Teil einer weiblichen Geschlechtsidentität und als quasi naturhaft erlebt.

Die immensen Bestrebungen, den weiblichen Körper mittels Mode, Diät, Sport bis hin zu operativen Eingriffen, zu optimieren, um über einen in den Augen der Männer attraktiven Geschlechtskörper zu verfügen, können als Versuch gedeutet werden, der de facto immer noch bestehenden ungleichen Ausstattung mit ökonomischem, sozialen und kulturellem Kapital, ein ästhetisches Kapital entgegenzusetzen. Dies ist bewusst eine Verallgemeinerung und kann nicht den Einzelfall erklären. Es soll lediglich eine Tendenz beschrieben werden. Auch hängt die Motivation für diese Form der Selbstunterwerfung an gängige Schönheitsideale sicherlich von vielen Faktoren ab, so z.B. von der Position im sozialen Raum, aber auch davon, ob

47 Bourdieu (2005) spricht diesbezüglich von einem „Akt performativer Magie“ (178).

möglicherweise genügend wirksame alternative Identifikationsmodelle vorliegen, die ein Gegengewicht zu stereotypen Weiblichkeitsdefinitionen bilden können.

Es kann also zum einen festgehalten werden, dass weibliche Entwicklungsprozesse der Adoleszenz in westlichen Gegenwartsgesellschaften enormen Widersprüchen auf kultureller, gesellschaftlicher und auch familiärer Ebene ausgesetzt sind. Diese Widersprüche resultieren aus einem nach wie vor dualistischen, androzentrischen Geschlechterverhältnis, welches wiederum auf noch darunter liegende gesellschaftliche Kämpfe um Macht und Herrschaft verweist. Dem Körper als Umschlagstelle zwischen Innen und Außen kommt insbesondere durch die enorme Veränderungsdynamik der Adoleszenz eine identitätsbildende und habitusgenerierende Funktion zu. Der weibliche Körper, der in erster Linie als Körper-für-Andere erlebt wird, wird zu einem Austragungsort adoleszenter Omnipotenzphantasien. Über Inszenierungen und Optimierungsmaßnahmen wird nicht nur der Versuch unternommen, mangelnde Aussichten auf berufliche Teilhabe und Erfolg durch ästhetisches Kapital auszugleichen, diese Maßnahmen können ebenso als Angleichungsversuche an ein stereotypes Weiblichkeitsbild gelten, und somit einer weiblichen Identitätsbildung dienen. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben soll u.a. im folgenden Kapitel diskutiert werden.

5. Fazit: Zum Einfluss symbolischer Gewalt auf weibliche Identitätsentwürfe

„Ein Akt der Selbstreflexion, der 'ein Leben ändert', ist eine Bewegung der Emanzipation“ (J. Habermas, Erkenntnis und Interesse, 1968).

Mit den vorausgegangenen Kapiteln zu Identität, Moral, Geschlecht, Körper und Habitus wurden verschiedene Entwicklungsleistungen beleuchtet, die junge Frauen zumeist während der Adoleszenz unter dem Einfluss gesellschaftlicher Widersprüche zu erbringen haben. Diese Widersprüche wurden ebenso thematisiert, wie notwendige adoleszente Krisenerfahrungen und generative Konflikte. Es ist deutlich geworden, dass sich die weibliche Adoleszenz von der

männlichen Adoleszenz kultur- und gesellschaftsbedingt unterscheidet. Dabei spielt der Körper, als Ort der Einverleibung sozialer Strukturen, eine bedeutende Rolle. In diesem Schritt sollen nun auch die bindungstheoretischen und psychoanalytischen Grundlagen in die Analyse überführt werden. Ziel ist es, die eingangs vermutete Verletzungsoffenheit junger Frauen für Gewalterfahrungen in (ersten) Partnerschaften für die drei Dimensionen Rolle, Körper, Selbst und Andere zu beschreiben. Diese Dreigliederung soll dabei nicht ausschließen, dass sich diese Bereiche gegenseitig berühren und in ihren Ausprägungen beeinflussen. Zudem muss darauf hingewiesen werden, dass die hier geleisteten Schlussfolgerungen zunächst ausschließlich theoretische Überlegungen sind. Eine qualitative Überprüfung im Feld wäre der nächste logische Schritt.

Die in Kapitel 1.2.3 erfolgte Erläuterung zur symbolischen Gewalt wird hier nicht erneut in Gänze aufgeführt, sondern als Verständnisgrundlage vorausgesetzt. Zudem soll an dieser Stelle eine deutliche Eingrenzung der Zielgruppe vorgenommen werden, an welcher sich die Analyse orientiert. Den eingangs aufgeführten empirischen Ergebnissen der Studien zu Gewalt gegen Mädchen und Frauen in Partnerschaften (Kapitel 1.3) konnte entnommen werden, dass die Gruppe der spätadoleszenten Mädchen und jungen Frauen in mehrerer Hinsicht eine besondere Risikogruppe darstellt. Zunächst wissen wir, dass diese Gruppe im Verhältnis zu anderen Altersgruppen häufiger von schweren Formen männlicher Partnergewalt betroffen ist. Zudem besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Schweregrad der erlebten Gewalt und dem eigenen Bildungsstatus sowie dem des Partners. Gleichzeitig konnten ein besserer Bildungsabschluss und vermehrte sozioökonomische Ressourcen als protektive Faktoren speziell für junge Frauen ausgemacht werden. Das kindliche Erleben oder Bezeugen von häuslicher Gewalt, zumeist ausgeübt vom Vater oder Stiefvater, ist jedoch insgesamt der stärkste Prädiktor für spätere Gewalterfahrungen in eigenen Partnerschaften.

Welche Resultate ergeben sich nun möglicherweise aus dem Zusammenwirken der Risikomerkmale weibliches Geschlecht, jugendliches Alter, geringe Ausstattung mit sozioökonomischen Kapitalien und gewaltsame Kindheitserfahrungen mit adoleszenten Prozessen der Identitätsentwicklung in der hetero-normativen, konsum-orientierten und weiterhin androzentrischen Gegenwartsgesellschaft mit seiner sexistisch aufgeladenen Medienlandschaft? Und welche Bedeutung können sie für eine geschlechterreflexive Beratungspraxis beanspruchen?

5.1 Rollenidentität

Nach Erikson verläuft die Identitätsentwicklung während der Adoleszenz nicht ohne typische Krisenerfahrungen: Diese Prozesse beschreibt er innerhalb seines Stufenmodells als Gegensatzpaar von Identität und Identitätsdiffusion (Erikson 1966: 106ff). Kindliche Identifizierungen mit den Eltern befinden sich in Auflösung, der Körper verändert sich mit einer enormen und aufdringlichen Dynamik, die Gesellschaft fordert die Jugendlichen heraus, sich sozial, beruflich und sexuell zu positionieren. Habermas spricht von einer Stufe der Rollenidentität, die in der mittleren Kindheit beginnt und im idealen Fall während der Adoleszenz durch eine reife Ich-Identität abgelöst werden kann (Habermas 1976: 80ff). Der gesellschaftliche Anpassungsdruck, dem Jugendliche gegenwärtig ausgesetzt sind, wirkt sich unter Umständen negativ auf die reflexive Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt, hier im Besonderen mit den diffusen Rollenerwartungen, aus. Die Rollenerwartungen sind deshalb diffus zu nennen, da kaum mehr traditionelle Selbstverständlichkeiten in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen (Familie, Erziehung, Schule, Beruf, Geschlechterverhältnis) allgemein gültig sind. Modernisierung und Individualisierung führen zu einem enormen Zuwachs an Möglichkeiten und Spielräumen in der Lebensgestaltung, bei gleichzeitigem Verlust an Orientierung, Sicherheit und Stabilität in den Lebensverhältnissen. Ein zunehmendes Maß an Identitätsdiffusion oder Rollendiffusion kann daher unter den gegenwärtigen Umständen für westliche Gegenwartsgesellschaften konstitutiv für adoleszente Entwicklungsprozesse angesehen werden. Davon sind auch die Geschlechterrollen betroffen.

Die Bereitschaft zur Rollenübernahme kann zunächst als ein allgemeines Etappenziel adoleszenter Individuierung gesehen werden. Dabei geht es jedoch nicht um eine einseitige Anpassung an gesellschaftlich vorgegebene Strukturen. Damit die Identität nicht gefährdet wird, muss ein Ausgleich, eine Balance hergestellt werden zwischen äußerlich erforderlichem Rollenhandeln und individueller Autonomie. Nach Habermas können wir von einer stufenförmigen Erweiterung der subjektiven Handlungsautonomie sprechen, die die strikt normgebundene Rollenebene des Handelns im besten Fall mehr und mehr hinter sich lässt. „Das autonome Subjekt bezwingt den Rollenzwang“ (Habermas 1976 zit. nach Bauer 2004: 68). Jedoch ist dieser Prozess nicht „der natürliche Endpunkt einer universal gültigen Entwicklung. Habermas selbst schließt ein, dass autonomes Handeln stets vakant und individuelle Reifekrisen sowie kumulative Lernprozesse

zur Voraussetzung hat“ (Bauer 2004: 87). Es erfordere nach Habermas Rollendistanz, um sich reflexiv mit gesellschaftlichen Erwartungen auseinander setzen zu können und ggf. die Legitimität bestimmter Rollenerwartungen in Frage zu stellen (vgl. Abels 2009: 133).

Nun beziehen Erikson und Habermas auch explizit die psychoanalytisch fundierten Abwehrmechanismen in ihre Identitätstheorien mit ein (vgl. Conzen 1990: 169ff, Abels 2009: 132). Erikson betont nach Conzen (1990) dabei eher die inneren Konflikte, die abgewehrt werden, um die Identität nicht zu schwächen. Im Sinne der oben skizzierten Zielgruppe können dies unerträgliche Spannungen sein, die sich aus den akuten oder zurückliegenden Konflikten mit den Eltern ergeben. Wie oben bereits angeführt, kommt es während der Adoleszenz zu einer inneren Auseinandersetzung mit den kindlichen Identifikationen mit den Primärobjecten. Setzen wir eine weibliche Biographie voraus, die durch väterliche Dominanz und Gewaltanwendung geprägt war, so wäre beispielsweise die Reaktionsbildung eine plausible Abwehrstrategie⁴⁸ gegenüber den inneren Wutimpulsen, die sich gegen den Vater/Täter richten müssten (vgl. ebd.).

Habermas betont dagegen stärker die Abwehrstrategien des Ichs, die es den äußeren, sozialen Konflikten entgegen setzt. Es brauche Frustrationstoleranz, um divergierende Erwartungen in offenen Rollenkonflikten aushalten zu können und eben nicht abwehren zu müssen (vgl. Abels ebd.). Eine widerstandslose Unterwerfung des Individuums an rigide Rollenerwartungen stehe im Widerspruch zu einer reifen Ich-Identität (vgl. ebd.).

Unter Einbezug von Erdheims Überlegungen zum kulturellen Einfluss und Umgang auf und mit Adoleszenz in unserer Gesellschaft in die Analyse, erscheint vor dem Hintergrund der aktuellen Konsumorientierung und Retraditionalisierung der Geschlechterrollen die Verlaufsform der zerbrochenen Adoleszenz für die oben skizzierte Risikogruppe wahrscheinlich. Die weiblich-adoleszenten Größen- und Allmachtsphantasien finden sich (aufgrund früher Erfahrungen von übermäßiger Autorität, Unterdrückung oder Gewalt) in Form von Splintern im Ich wieder, d.h. sie

48 Erikson (1982) beschreibt den Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung folgendermaßen: „Im Falle der Reaktionsbildung können verdrängte Anteile der negativen Identität nur dadurch in Schach gehalten werden, indem das Individuum im bewussten Verhalten nahezu zwanghaft gegenteilige Reaktionen, Einstellungen und Gefühle an den Tag legt, wobei jedoch stets das Übertriebene, Unehliche, Rigide zu spüren ist (zum Beispiel übergroße Haltungen von Opferbereitschaft und Verzicht und darunterliegender Neid oder ein überprotektiv-fürsorgliches Verhalten aus der Abwehr verdeckter Feindseligkeiten und Machtansprüche“ (Erikson 1982: 189 zit. nach Conzen 1990: 171).

sind nicht vollständig integriert und wirken sich demnach in verzerrter Form auf die Identitäts- und Lebensentwürfe aus. Dies kann in der bereits beschriebenen Abwendung von der schulisch/beruflichen Sphäre hin zum Freizeitbereich gesehen werden. Die oben angesprochene Konsumkultur verlockt in diesem Sektor mit besonderer Intensität. Dabei bietet sie für weiblichen Adoleszente zumeist stereotype Weiblichkeitsbilder als Identifikationsangebote. Gleichzeitig bedient die Konsumkultur den adoleszenten Narzissmus. Anstelle einer Förderung des reflexiven und kritischen Potentials der jungen Frauen, bietet ihnen die Gesellschaft also Rollen an, die zunächst ihren Narzissmus bestärken (vgl. Gröning 2006: 50), im Endeffekt aber verhindern, dass sie eine im habermas' schen Sinne auf Freiheit und Autonomie beruhende Ich-Identität erlangen.

Bezogen auf die Rollenübernahme in frühen oder ersten Liebesbeziehungen möchte ich mich nur vorsichtig äußern. Die Übernahme einer Rolle, die sich an Eigenschaften orientiert, welche traditionell dem Weiblichen zugeschrieben werden, erfolgt wahrscheinlich aufgrund eines Wunsches nach Konformität und Zugehörigkeit. Dies könnte im Sinne der von Parin formulierten Anpassungsstrategie der Rollenidentifikation gelesen werden. Die unbewusste Anpassung an sozial etablierte Geschlechtsrollen mag aus unterschiedlichen Perspektiven unvorteilhaft sein. Eine Mitverantwortlichkeit des Opfers für das Erleiden von Gewalt durch den Partner aufgrund einer angenommenen Rolle zu unterstellen, liegt mir jedoch fern. Die empirischen Ergebnisse in Kapitel 1.3.3 verweisen außerdem darauf, dass auch Frauen, die ein weniger traditionelles Rollengefüge in ihrer Beziehung leben, von Gewalt durch den Partner betroffen sind. Über die Rollenebene allein, lässt sich Gewalt im Geschlechterverhältnis weder erklären, noch auflösen.

5.2 Körperbilder

Weibliche Körperbilder entwickeln sich in der Gegenwart unter dem herrschenden Einfluss sexualisierter (bis hin zu pornographisierter) Bilder von Weiblichkeit. Die gegenwärtige Konsum- und Medienkultur repräsentiert eine symbolische Ordnung der Gesellschaft, die den Objektstatus der Frau reproduziert. Während der Adoleszenz beginnen Mädchen sich vermehrt durch die Augen des männlichen Anderen wahrzunehmen und bewerten ihren Körper nach Maßgabe eines patriarchalen Schönheitsideals von Weiblichkeit. Der herrschende Geschlechterdualismus findet Ausdruck in der körperlichen Hexis, dem

unbewussten Teil des Habitus. Mädchen und junge Frauen sind es gewohnt „mit ihrem Körper unzufrieden zu sein, und gleichzeitig wird von ihnen erwartet, dass sie sich viel mit ihrem Aussehen beschäftigen, um die Eigenliebe wiederherzustellen“ (Benedek 1979: 5 zit. nach Steiner-Adair: 2003: 244 3). Dass dieser Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, liegt bereits in der Hierarchie des Geschlechterverhältnisses begründet. Ein positives Körpergefühl und eine Liebe zu sich selbst entwickeln sich nicht aus dem Versuch heraus, *jemandem* gefallen zu wollen, dem Versuch einem (unerreichbaren?) Idealbild von Weiblichkeit zu entsprechen.

Bezogen auf die Verletzungsoffenheit für Gewalterfahrungen spielt das Bild des eigenen Körpers vor allem auch hinsichtlich seiner potentiellen Widerstandskraft und Stärke⁴⁹ eine Rolle. Die Entwicklung von Vertrauen in den eigenen weiblichen Körper wird unter dem Einfluss der herrschenden Bilder von Weiblichkeit geschwächt ausfallen müssen, denn obschon es mediale Inszenierungen von Frauen als stark, „Powerfrau“, sportlich, muskulös, fit oder „tough“ gibt, bewegen sie sich dennoch im Rahmen maskuliner Phantasien von Weiblichkeit und spielen eher mit der gängigen Diffusion von Geschlechterrollen, als dass sie die bestehenden Machtverhältnisse aus weiblicher Sicht in Frage stellen.

Hier muss noch einmal auf die Herausforderung der Wiederaneignung des weiblichen Körpers hingewiesen werden, die jedoch ein Heraustreten aus bestehenden Deutungszusammenhängen verlangen würde. Eventuell wäre dies schon ein Schritt in Richtung der von Bourdieu geforderten „symbolischen Revolution“ (Bourdieu 1997: 227). Ziel wäre es, dass der weibliche Körper nach und nach weniger als ein Körper-für-Andere und mehr als ein Körper-für-sich erlebt würde. Die Komplizenschaft mit der männlichen Herrschaft aufzukündigen, könnte an dieser Stelle ansetzen!

Bezogen auf die oben konkretisierte Zielgruppe muss diesem Hinweis jedoch mit einem gewissen Pessimismus begegnet werden. Es gab in der Literatur an einigen Stellen plausible Hinweise darauf (vgl. Erdheim 1982, 2007), teils auch durch empirische Ergebnisse belegt (vgl. Helfferich 1994), dass vor allem junge Menschen, die weniger aussichtsreiche Möglichkeiten sehen, ihre omnipotenten Phantasien in adäquat entlohnte, zufrieden stellende Arbeit zu überführen, darauf zurück greifen, diese in anderen Bereichen auszuagieren. Für adoleszente Frauen

49 Vgl. dazu Sandra Glammeier (2012): Kapitel 6.2.2 „Frauen als Subjekte der Gewalt“

zeigt sich dies mit besonderer Schärfe, da der antizipierte Konflikt um die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit den beruflichen Aspirationen vielfach im Wege steht. Auch deshalb verschieben junge Frauen ihre Größen- und Allmachtsphantasien oftmals auf den Bereich der körperlichen Ästhetik, da sie sich von einer Investition in ihr attraktives Äußeres zunächst mehr versprechen als von schulischem und beruflichem Engagement.

In der Diskussion um eine Verletzungsoffenheit für das Erleben von Gewalt durch einen männlichen Partner muss der Körper nun also einerseits als Ort der Implementierung und Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen gesehen werden. Gleichzeitig dient er auf anderer Ebene als Projektionsfläche weiblicher Omnipotenzphantasien und Austragungsort narzisstischer Impulse und Maßnahmen. Dass diese Bestrebungen nicht immer erfolgreich sind, ist selbstverständlich. Hier könnte es lohnen, einen Blick darauf zu werfen, inwiefern emotionale Verletzungen und Kränkungen einen Einfluss auf weibliche Körperbilder haben, und ob dies Konsequenzen für die Identitätsbildung und/oder spätere Beziehungen hätte.

5.3 Selbst und Andere

Von Carol Gilligan wissen wir, dass Mädchen im Alter von ca. 12-13 Jahre „ihre Stimme verlieren“ (Brown/Gilligan 1997). Mit Beginn der Adoleszenz werden Mädchen leiser, scheuer und verlieren einen Gutteil ihres Selbstvertrauens. Sie beobachten nun besonders genau, wie sich die Frauen in ihrem Umfeld verhalten, wann sie das Wort ergreifen, wann sie schweigen (Gilligan 2002: 59). Dahinter steht der Wunsch, sich den familiär und gesellschaftlich vorgegebenen Definitionen von Weiblichkeit anzunähern und sich dem Bild eines perfekten Mädchens, einer idealen Frau entsprechend zu verhalten (vgl. Volkmann 2004 : 50). Gilligan zufolge ist es dieser Anpassungsdruck, aus dem heraus sie verstummen. Sie müssen nunmehr innerlich eine scharfe Trennung vollziehen, zwischen ihrer eigenen, authentischen Wahrnehmung der Welt und „dem, was von anderen Realität genannt wird. Über das, was sie sieht und hört und weiß, kann sie nicht sprechen; sie hat von den Erwachsenen gelernt, dies zu verschweigen und statt dessen ein Image weiblicher Perfektion zu kultivieren“ (ebd.). Diese Beschreibung ist sicherlich nicht für jedes junge Mädchen zutreffend. Es soll hier nur auf eine mögliche Tendenz hingewiesen werden. Jedoch erscheint die Perspektive Gilligans vor allem im Kontext von Bindung und Identitätsentwicklung schlüssig. Auch Gilligan selbst legt ihren

Ausführungen einen Konflikt zwischen Autonomiebestrebungen und Beziehungswünschen adoleszenter Mädchen zugrunde (vgl. Gilligan ebd.: 58). Die psychoanalytische Perspektive auf Adoleszenz betont die Notwendigkeit einer Ablösung von den Primärobjecten. In Kapitel 3 wurde dies ausführlich dargelegt. Demnach ist die Lösung aus der engen Bindung zur Mutter (aber auch zum Vater) zentrale Herausforderung der Adoleszenz, um eine stabile Ich-Entwicklung zu gewährleisten. Damit geht die Hinwendung zu anderen Objekten einher, die nun affektiv besetzt werden. Es sind zunächst Freundschaften, und etwas später dann erste Liebesbeziehung, die an die Stelle der Eltern-Kind-Beziehung treten. Dass dieser hier verkürzt dargestellte Prozess einer androzentrischen, hetero-normativen Sichtweise entspringt, haben u.a. Rohde-Dachser (1992), Hagemann-White (2003) und King (2013) herausgestellt. So käme der aus freudscher Sicht notwendigen, inneren und äußeren Trennung von den Eltern für weibliche Adoleszente⁵⁰ nicht diese zentrale Bedeutung zu. Viele Studien (vgl. Gilligan et al. 1988, Jordan et al. 1991, Kaplan et al. 1991, Apter 1990) belegen, dass adoleszente Mädchen viel eher mit der Pflege und Reorganisation von (Familien-)Beziehungen beschäftigt sind, als mit der Loslösung. Hier spiegelt sich auch die Hinwendung zu einer weiblichen, an Beziehungen orientierten Moral wieder, wie sie in Kapitel 4.2.1.3 beschrieben wurde. Problematisch wird dies, wenn junge Frauen starke innere Widersprüche bezogen auf die Art, wie sie Beziehungen erleben bzw. sich wünschen und ihre beruflichen Neigungen und Pläne erleben. Hagemann-White spricht von zwei getrennten Erfahrungsräumen. Dem Erfahrungsraum des „Selbst-sein-in-Beziehung“ stellt sie das „Selbst-sein-in-der-Welt“⁵¹ gegenüber (vgl. Hagemann-White: 1998: 32). Aus der Balance beider Erfahrungsbereiche ergeben sich unterschiedliche, gleichsam wichtige Impulse für die Entwicklung einer weiblichen Identität (vgl. Hagemann-White 2003: 76f).

Auch durch die Bindungsforschung wurde die enorme Bedeutung von primären Beziehungen für die Identitätsentwicklung bestätigt. Zudem wurde gezeigt, dass kindliche Bindungsrepräsentanzen in Form unbewusst wirksamer internaler Arbeitsmodelle vom Selbst und Anderen zumindest bis in die sensible Phase der Adoleszenz hinein in den meisten Fällen konstant erhalten bleiben. Mit den

50 Interessant wäre hier die Frage, ob und inwiefern sich die Autonomie- Thematik für männliche Adoleszente anders darstellt. Ich wäre skeptisch!

51 Hagemann-White fasst unter diesem Erfahrungsbereich u.a. den Bereich der Arbeit. Es geht hier um die „Gestaltung eines produktiven Narzissmus“, wie ihn beispielsweise auch Erdheim (1982) schon thematisiert, wenn er von Adoleszenz, Arbeit und Omnipotenzphantasien schreibt (vgl. Erdheim 1982: 312).

einsetzenden körperlichen und seelischen Veränderungsprozessen, dringen abgewehrte Inhalte und Konflikte erneut ins Bewusstsein und können einer Bearbeitung zugänglich gemacht werden. Die Fülle an neuen Erfahrungen mit anderen Menschen und die adoleszente Dynamik von Verflüssigung und Reorganisation der psychischen Strukturen kann die Ich-Entwicklung positiv beeinflussen.

Doch auch negative Konsequenzen für die Ich-Entwicklung sind möglich. Wenn die Arbeitsmodelle aus einer Eltern-Kind-Beziehung herrühren, die von Vernachlässigung oder Gewalt geprägt war und während der Adoleszenz zusätzlich eine Hinwendung zu der von Gilligan als weibliche Fürsorge-Moral beschriebenen Haltung hinzukommt, kann vermutet werden, dass dies ohne eine reflexive Auseinandersetzung gravierende Folgen für die spätere Bereitschaft sich in eigenen Paarbeziehungen abzugrenzen und Entscheidungen unabhängig, d.h. ohne Rücksicht auf den antizipierten männlichen Blick zu treffen, haben kann. Hier entsteht jedoch ein moralischer Konflikt: Dem Autonomiebestreben, welches durch grenzüberschreitendes Verhalten seitens des Partners ausgelöst würde, steht der Wunsch nach Anerkennung im Wege (vgl. Glammeier 2012).

Nach Honneth sind wechselseitige Anerkennungsprozesse Voraussetzung für eine glückende Identitätsentwicklung (vgl. Honneth 1992: 120f). Ein Bewusstsein für sich selbst entwickle der Mensch demzufolge dadurch, dass er sein eigenes Handeln aus der symbolisch repräsentierten Perspektive einer zweiten Person wahrnehmen lerne (Glammeier 2012: 75). Nach Hegel, Mead und Honneth können drei Formen wechselseitiger Anerkennung unterschieden werden: Liebe, Recht und Solidarität bzw. soziale Wertschätzung (vgl. ebd.: 76). Jeder dieser Formen von Anerkennung entsprechen spezifische Missachtungsformen. Für Liebesbeziehungen (gemeint sind Paarbeziehungen, Freundschaften, aber auch Eltern-Kind-Beziehungen) gilt nun, dass Anerkennung in erster Linie in dem Bemühen eine zufrieden stellende Balance zwischen Autonomie und Bindung zu finden, ausgedrückt wird. Die Verletzung der leiblichen Integrität, also auch gewalttätiges Verhalten gegen den Körper des Anderen, sei eine elementare Form der Missachtung und Erniedrigung (vgl. ebd.). Analog zu der in Kapitel 2 und 3 ausführlich beschriebenen Tendenz, die defizienten Bindungserfahrungen der frühen Kindheit in der Adoleszenz durch Reinszenierung einer erneuten Bearbeitung zugänglich zu machen und dadurch im besten Falle zu einer Neuorganisation der Bindungsrepräsentanzen und -muster zu gelangen, kann vermutet werden, dass auch das Erleben von Missachtung in

Liebesbeziehungen in Form von psychischer, sexueller und/oder körperlicher Gewalt unbewusst ebenso nach einer Reinszenierung verlangt und als Ausdruck des Wunsches nach (nachträglicher) Anerkennung⁵² zu lesen ist. Das Konzept der symbolischen Gewalt kann erklären, warum dieser Kampf nach Anerkennung durch den (Ex-)Partner scheitern muss: Eine Gesellschaft, in der das Geschlechterverhältnis binär-hierarchisch angelegt ist, konstruiert die Frau eher als Objekt denn als Subjekt. Dies wird bereits während der Kindheit und Jugend habituell verankert und wirkt sich auf Wahrnehmung, Denken und Empfinden beider Geschlechter aus. Ohne intensive reflexive Auseinandersetzung bleibt der Habitus stabil. Ein Austausch von Anerkennung setze jedoch einen Subjektstatus auf beiden Seiten voraus (vgl. Glammeier 2012: 408). Für die oben beschriebene Zielgruppe bedeutet dies nun einen Kampf um Anerkennung auf zweierlei Ebenen. Den „mitgebrachten“ Wunsch nach Anerkennung aus der Kindheit, und den aktuellen, durch den gewaltausübenden gegenwärtigen oder Ex- Partner ausgelösten Kampf um Anerkennung. Es ist zu vermuten, dass auch in diesen Fällen gilt, was Honneth (1992) meint, wenn er über die Bedeutung primärer intersubjektiver Erfahrungen schreibt: Wenn diese fehlen oder nicht ausreichend gut gewesen sind, „bleibt das Kind quasi auf seinen 'giftigen Affekten sitzen' (Honneth 1992 zitiert nach Gröning 2014: 30). Scham, Angst und Beziehungsunsicherheit sind die Folge einer negativen Sozialisation der Affekte, die sich aus der mangelnden oder mangelhaften primären Intersubjektivität der Gefühle ergibt (vgl. ebd.), welche für Kinder aus gewaltgeprägten Familienstrukturen dringend anzunehmen ist.

Im Anschluss an die Ausführungen zu Rollenübernahme, Körperbilder und das Verhältnis zwischen Selbst und Anderen, können die Hypothesen 4 und 5 als bestätigt gelten.

Hier wäre zusätzlich eine Überprüfung mittels qualitativer Methoden der Sozialforschung dringend notwendig. Eine Untersuchung auf der Grundlage von Gruppendiskussionen oder auch Einzelinterviews mit biographisch-narrativem Schwerpunkt könnten die Handlungs- und Orientierungsmuster der betroffenen jungen Frauen abbilden.

52 Hinweise darauf finden sich in den Orientierungsmustern der von Sandra Glammeier (2012) befragten Frauen, die Gewalt in Partnerschaften erlebt haben und Schwierigkeiten hatten, sich aus diesen Beziehungen zu lösen (vgl. 305f).

6. Ausblick

*„We will have to grapple with the messy material of grief and love, anger and fear, and the role these tumultuous experiences play in thought about the good and the just. [...] It means that a central part of developing an adequate ethical theory will be to develop an adequate theory of the emotions, including their cultural sources, their history in infancy and childhood, and their sometimes unpredictable and disorderly operation in the daily life of human beings [...]“ (M. Nussbaum, *Upheavals of Thought*, 2001).*

Pädagogische Beratung lehnt an ein Ideal der Aufklärung durch Bildung an (vgl. Müller/Mollenhauer 1965). Sie will als Teilbereich von Bildung einen Beitrag zu Aufklärung, und dementsprechend zu der Entwicklung von persönlicher Freiheit und der Förderung sozialer Teilhabe, beitragen. Damit muss pädagogische Beratung gleichzeitig herrschafts- und gesellschaftskritisch sein. Obwohl sich angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, die sich auch auf das Geschlechterverhältnis auswirken, männliche Herrschaft zumindest nicht mehr selbstverständlich durchsetzen lässt, weisen alle in der vorliegenden Arbeit rezipierten empirischen Ergebnisse auf ein Fortbestehen gravierender Unterschiede bezüglich der Geschlechtersozialisation hin. In diesen Unterschieden spiegelt sich das grundlegend dualistisch konstruierte Geschlechterverhältnis wieder, welches hier und da zwar aufgebrochen, jedoch nicht prinzipiell in Frage gestellt wird.

Wie diese Arbeit zeigt, sind junge Frauen, die in ihren Partnerschaften zum ersten Mal körperliche, sexuelle und/oder psychische Gewalt erfahren, in der Regel schon zuvor auf vielfältige Weise mit anderen Formen von maskuliner Gewalt konfrontiert worden. In vielen Fällen resultieren unsichere oder desorganisierte Bindungsrepräsentanzen aus kindlichen Gewalterfahrungen. In Form internalisierter Arbeitsmodelle von engen sozialen Beziehungen beeinflussen diese die Objektwahl und das Selbstbild im späteren Partnerschaften. Zusammen mit dem Einfluss symbolischer Gewaltformen auf den adoleszenten Prozess der

Identitätsentwicklung, kann es zu einer habitualisierten Verletzungsoffenheit kommen, die durch den Vorgang der Inkorporation dem Bewusstsein zumeist nicht präsent ist. Sie spiegelt sich jedoch in den inneren und äußeren Konflikten der Betroffenen wieder. Beziehungskonflikte kreisen häufig um den Antagonismus von Bindung und Autonomie. Wenn nun im individuellen Fall zu dem Erleben von Abhängigkeit und Angst vor Bindungsverlust Erfahrungen von Grenzüberschreitungen und Gewalt durch den Partner hinzukommen, könnte sich aus der Frage, ob eine erwachsene Bindungsbeziehung überhaupt möglich ist ohne sich selbst dafür aufgeben zu müssen, ein zentrales moralisches Dilemma entwickeln.

Martha Nussbaum (2001) schlägt vor, Emotionen als Hinweise auf den darin enthaltenen „moralischen Kern“ zu deuten. Dieser Ansatz ist aus verschiedenen Gründen bedeutsam: indem er an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft ansetzt, bietet er sich als metareflexives Deutungsinstrument in Bezug auf die in der Praxis individuell sichtbar werdenden Konflikte der Ratsuchenden an. Damit geht er über ein sozialkonstruktivistisches Erkenntnisinteresse an der Herausbildung von Aussagesystemen über Geschlecht und Geschlechterdifferenzen hinaus. Von Bedeutung ist nicht mehr allein die soziale Konstruiertheit narrativer Gehalte, sondern auch die Reflexion der wechselseitigen Verschränkung von subjektiver und gesellschaftlicher Ebene, die zu emotionalen Konflikten führt.

Zudem könnte der Ansatz dazu anregen, über ein Verständnis von Moral nachzudenken, welches sich vom feministischen Diskurs um eine unterscheidbare weibliche und männliche Moral entfernt. Statt dessen könnte man über die Bedeutung, einer auf Intersubjektivität und Empathie beruhenden Sozialisation der Gefühle sprechen, die auf individueller Ebene die Grundlage für die Ausbildung einer care-Moral oder „Ethik der Sorge“⁵³ (Brumlik 2010: 30 in: Moser/Pinhard) für *beide* Geschlechtern bilden würde und damit vermutlich in vielfacher Hinsicht Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis⁵⁴ hätte.

Neben einer Konzeption von Moral benötigt Beratung immer auch eine verbindliche Ethik. Nussbaum schließt an die aristotelische Philosophie an, die den Menschen

53 „Als gleichberechtigter Gegenpart zu kantianischen Ethiken der Gerechtigkeit“ (ebd.). Vgl. auch Kapitel 4.2.1.3 Weibliche Moral? Auch Kohlberg bezieht sich auf eine kantianischen Ethik im Sinne eines am Ideal der Autonomie und Gerechtigkeit orientierten Moralverständnisses.

54 Beispielsweise könnte sich dadurch die geschlechtliche Arbeitsteilung verändern. Das Verhältnis zwischen reproduktiver und produktiver Arbeit könnte sich dahingehend verschieben, dass Männer u.U. mehr familiäre Sorgearbeit übernehmen.

als *Zoon politikon*⁵⁵ beschreibt. Mit ihrem Werk „Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions“ (2001) legt sie eine Philosophie der Gefühle und Emotionen vor, die für diesen Kontext hilfreich und sinnstiftend erscheint. Sie argumentiert, dass Gefühle moralisch ausweisbare Voraussetzungen haben, und damit nicht einfach Ausdruck „zufälliger Stimmungen und Zustände“ (vgl. Gröning 2014: 29) sind. Indem sie Gefühle grundsätzlich diskursfähig macht, kann sie eine Verbindung der Ebene der Gefühle mit der Ebene der Politik erwirken: Emotionen würden immer auch auf soziale und gesellschaftliche Konflikte verweisen (Gröning ebd.) und stellen nach Brumlik (2011), der in seiner Laudatio auf Nussbaum an ihr Werk anknüpft, „hoch verdichtete, spontane und situationsbezogene Stellungnahmen, die allemal auf diskutierbaren und ausweisbaren moralischen Haltungen beruhen“ dar (Brumlik 2011, zit. nach Gröning 2014: ebd.).

So könnten Emotionen und Gefühle, die in der Beratung offenbart werden, in erster Linie als Hinweise auf darunter liegende moralische Konflikte gelesen werden und hilfreiche Ansatzpunkte für die Beratungspraxis liefern.

55 Der Begriff *Zoon politikon* geht auf Aristoteles zurück und meint, den Menschen als soziales *und* politisches Wesen, unter Berücksichtigung ihrer prinzipiellen Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit, zu verstehen. Daneben sei der Mensch ebenso ein vernunftbegabtes Wesen (*Zoon logon echon*). Diese beiden Aspekte machen nach Aristoteles die zweifache Wesensnatur des Menschen aus (Vgl. Online Wörterbuch Philosophie: Url: <http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch.de> (15.07.2015)).

Literaturverzeichnis

Abels, H. (2009): Einführung in die Soziologie. Bd. 2.: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ahnert, L. (2011): Bindungsbeziehungen: Aufbau, Aufrechterhaltung und Abweichung. In: Otto, H.-U.; Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt Verlag. S. 189-179.

Ainsworth, M. D. S.; Blehar, M. C.; Waters, E.; Wall, S. (1978): Patterns of Attachment. A psychological Study of the Strange Situation. New York: Lawrence Erlbaum Associates, Inc.

Ammaniti, M.; Speranza A. M.; Fedele, S. (2005): Attachment in infancy and in early and late childhood: A longitudinal study. In: K. A. Kerns & R. A. Richardson (Hrsg.). Attachment in middle child-hood. New York: Guilford. S. 115-136.

Apter, T. (1990): Altered Love. Mothers and Daughters during Adolescence. Hertfordshire - New York.

Arbeitsgruppe Bielefelder Jugendforschung (1990): Das Individualisierungstheorem – Bedeutung für die Vergesellschaftung von Jugendlichen. In: Heitmeyer, W.; Olk, Th. (Hrsg.): Individualisierung von Jugend. Weinheim – München: Juventa Verlag. S. 11-34.

Avenarius, H.; Ditten, H.; Döbert, H.; Klemm, K.; Klieme, E.; Rürup, M.; Tenorth, H.-E.; Weishaupt, H.; Weiß, M. (Hrsg.) (2003): Bildungsbericht für Deutschland. Erste Befunde. Opladen: Leske und Budrich.

Barter, C.; Mc Carry, M.; Berridge, D.; Evans, K. (2009): In the Name of Love:

Partner exploitation and violence in teenager intimate relationships. *British Journal of Social Work* 39, 2. S. 211-232.

Bauer, Ullrich (2004): Keine Gesinnungsfrage. Der Subjektbegriff in der Sozialisationsforschung. In: Geulen, D.; Veith, H. (Hrsg.): *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*. Stuttgart: Lucius & Lucius. S. 61-92.

Baurmann, M. C.; Schädler, W. (1991): *Das Opfer nach der Straftat. Seine Erwartungen und Perspektiven*. Wiebaden: Selbstverlag Bundeskriminalamt.

Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Becker, R.; Kortendiek, B. (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Becker-Schmidt, R. (2004): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R./Kortendiek, B. (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 62-71.

Berkic, J. (2006): *Bindung und Partnerschaft bei Langzeit-Ehepaaren*. Berlin: Rhombos Verlag.

Bernfeld, S. (1923): Über eine typische Form der männlichen Pubertät. In: ders.: *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften*. Frankfurt a. M. S. 750-767.

Blättner, B.; Liepe K.; Schultes, K.; Brzank P. (2014): *Grenzüberschreitendes Verhalten und Gewalt in Liebesbeziehungen unter Jugendlichen: Prävalenz und*

Lebensqualität unter Hessischen Schülerinnen und Schülern. Das Gesundheitswesen 76: 1-6.

Blos, P. (1962): Adoleszenz: Eine psychoanalytische Interpretation. Stuttgart: Klett-Cotta (1973)

Bohnacker, T.; Imbusch, P. (2010): Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden. In: Imbusch, P./Zoll, R. (Hrsg.) (1996): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 67-126.

Bosse, H. (2000): Die Trennung vom Weiblichen. Rituelle und moderne Formen der Vermännlichung bei Adoleszenten. In: Bosse, H.; King, V. (Hrsg.): Männlichkeitsentwürfe: Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

Bourdieu, P. (1980): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag

Bourdieu, P. (1997): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, 2, S.88-99.

Bourdieu P. (1998): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen des alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. UVK Verlag.

Bourdieu, P. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, P.; Waquant, L. J. D. (2006): Reflexive Anthropologie. 3. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bowlby, J. (1988): A secure base: Parent-child attachment and healthy human development. New York: Basic Books.

Bowlby, J. (1995): Elternbindung und Persönlichkeitsentwicklung. Therapeutische Aspekte der Bindungstheorie. Heidelberg: Dexter Verlag.

Bowlby, J. (2010): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. 2. Auflage. München: Reinhardt Verlag.

Brisch, K.-H.; Hellbrügge, Th. (2003): Bindung und Trauma. Stuttgart: Klett-Cotta.

Brown, L. M.; Gilligan, C. (1997): Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen. DTV

Brumlik, M. (2010): Ethische Gefühle: Liebe, Sorge und Achtung. In: Moser, V.; Pinhard, I. (Hrsg.): Care – Wer sorgt für wen? Opladen: Budrich. S. 29-46.

Brumlik, M. (2011): Aspasia? Laudatio auf Martha Nussbaum anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld am 27. Juni 2011. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit,

Sozialpädagogik und Sozialpolitik. 2/12. S. 160-165.

Bublitz, H. (2012): Das Maß aller Dinge. Die Hinfälligkeit des Geschlechtskörpers. In: Riegraf, B.; Spreen, D.; Mehlmann, S. (Hrsg.): Medien, Körper, Geschlecht. Diskursivierungen von Materialität. Bielefeld: Transcript. S. 19-36.

Budde, J. (2003): Die Geschlechterkonstruktion in der Moderne. Einführende Betrachtungen zu einem sozialwissenschaftlichen Phänomen. In: Luca, R. (Hrsg.): Medien – Sozialisation – Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis. München: kopaed Verlag. S. 11-26.

Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Colby, A.; Kohlberg, L.; Gibbs, J.; Liebermann, M. (1983): A longitudinal study of moral judgement. Monographs of the Society for Research in Child Development, 48.

Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes. Stuttgart: Kohlhammer.

Conzen, P. (1990): Erik H. Erikson und die Psychoanalyse. 2. Auflage. Heidelberg: Roland Asanger Verlag

Crittenden, P. M. (2000): A dynamic-maturational model of the function, development, and organization of human relationships. In: R.S.L. Mills & S. Duck (Hrsg.), Developmental Psychology of Personal Relationships. Chichester, UK: Wiley. S. 199-218

Daudert, E. (2000): Selbstreflexivität, Bindung und Psychopathologie. Zusammenhänge bei stationären Gruppenpsychotherapie-Patienten. Hamburg:

Verlag Dr. Kovač.

Dlugosch, S. (2010): Mittendrin oder nur dabei? Miterleben häuslicher Gewalt in der Kindheit und seine Folgen für die Identitätsentwicklung. München: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dornes, M. (1997): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt a. M.: Fischer.

Eissler, K. (1958): Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender nebst einigen Überlegungen zum Problem der Perversion. *Psyche* 20. S. 837-72. (1966)

Elrod, N. (1991): Anna Freud setzt sich der Kritik aus. „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ unter die Lupe genommen. *Psyche* 45 (12), S. 1101-1115.

Engler, S. (2008): Habitus und sozialer Raum. Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, R.; Kortendiek, B.; Budrich, B.; Lenz, I.; Metz-Göckel, S.; Müller, U.; Schäfer, S. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 250-261.

Erdheim, M. (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Erdheim, M. (1988): *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Erdheim, M. (2002): Die Veränderung der bedeutungsgebenden Struktur durch Adoleszenz und Therapie In: *Psychotherapie* 7 Jahrg. 2002, Bd.7, Heft 1. München:

CIP-Medien. S. 88-91.

Erikson, E.H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Flaake, K.; King, V. (Hrsg.) (2003): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Weinheim - Basel – Berlin: Beltz.

Flaake, K. (1998): Weibliche Adoleszenz – Neue Möglichkeiten, alte Fallen? Widersprüche und Ambivalenzen in der Lebenssituation und den Orientierungen junger Frauen. In: Oechsle, M.; Geissler, B. (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Opladen: Leske und Budrich. S. 43-66.

Flaake, K. (2001): Weibliche Adoleszenz und psychosoziale Lernprozesse. In: Gieseke, W.: Handbuch zur Frauenbildung. Opladen, Leske und Budrich. S.115-124

Flaake, K. (2005): Carol Gilligan: Die andere Stimme. In: Löw, M.; Mathes, B. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 158- 175.

Flaake, K. (2012): Pubertät, Biologie und Kultur. Erfahrungen körperlicher Veränderungen. In: Liebsch, K. (Hrsg.) (2012): Jugendsoziologie: Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen. München: Oldenbourg. S.135-149.

Fonagy, P.; Target, M. (2005): Frühe Bindung und psychische Entwicklung. Beiträge aus Psychoanalyse und Bindungsforschung. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial Verlag.

Fremmer-Bombik, E. (1995, 1997): Innere Arbeitsmodelle von Bindung. In: Spangler,G./Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie – Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart. S. 109-119.

Freud, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW. Bd. 5. S. 27-159.

Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. GW Bd. 13. S. 1-69.

Freud, S. (1923): Das Ich und das Es. In: Mitscherlich, A.; Richards, A.; Strachey, J. (1975): Sigmund Freud. Psychologie des Unbewußten. Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt a. M.: Fischer. S. 273-330.

Freud, S. (1924): Der Untergang des Ödipuskomplexes. Gesammelte Werke, Bd. X, Frankfurt a. M.: Fischer. S. 395-402.

Freud, S. (1926): Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. GW Bd. 14, S. 207-296.

Freud, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. In: GW XIV. S. 419-506.

Freud, S. (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Freud, S. (1969): Studienausgabe, Bd. 1. Frankfurt a. M. S. 447-608.

Freud, S. (1986): Hemmung, Symptom und Angst. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Freud, A. (2000): Das Ich und die Abwehrmechanismen. 16. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Fröhlich, G. ; Rehbein, B. (Hrsg.) (2009): Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. J.B. Stuttgart – Weimar: Metzler Verlag.

Fuchs, W. (1983): Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt 34, S. 341-371.

Galtung, J. (1975): Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek: Rowohlt.

Galtung, J. (1998): Frieden mit friedlichen Mitteln. Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur. Opladen: Leske und Budrich.

Garz, D. (1989): Theorie der Moral und gerechte Praxis: Zur Rekonstruktion und Weiterführung des Kohlbergschen Wissenschaftsprogramms. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.

Garz, D. (1996): Lawrence Kohlberg zur Einführung. Hamburg

George C.; Kaplan, N.; Main, M. (1985): The Adult Attachment Interview. In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Bern: Huber. (S.364-387).

Gilligan, C. (1984): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München: Piper.

Gilligan, C. et al. (Hrsg.) (1988): Mapping the Moral Domain. A Contribution of Woman`s Thinking to Psychological Theory and Education. Cambridge.

Gilligan, C. (2002): Auf der Suche nach der 'verlorenen Stimme' in der weiblichen Adoleszenz – Shakespeares Schwester unterrichten. In: Flaake, K.; King, V. (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Weinheim - Basel – Berlin: Beltz Verlag. S. 40-63.

Glammeier, S. (2011): Zwischen verleblichter Herrschaft und Widerstand. Realitätskonstruktionen und Subjektpositionen gewaltbetroffener Frauen im Kampf um Anerkennung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gloger-Tippelt, G. (2001): Das Adult Attachment Interview: Durchführung und Auswertung; In: Gloger-Tippelt, G. (Hrsg.): Bindung im Erwachsenenalter. Göttingen. S. 102-120.

Gloger-Tippelt, G.; Gomille, B.; König, L.; Vetter, J. (2002): Attachment representations in 6-year-olds: Related longitudinally to the quality of attachment in infancy and mothers' attachment representations. *Attachment and Human Development*, 4. S. 318-339.

Gloger-Tippelt, G.; König, L. (2009): Bindung in der mittleren Kindheit. Das Geschichtenergänzungsverfahren zur Bindung 5- 8-jähriger Kinder. Weinheim: Beltz.

Goerke, M. (2005): Zum Zusammenhang von Bindung und Konfliktlösung in Paarbeziehungen. Dissertation, Universität Bielefeld.

Götsch, M. (2014): Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen. Opladen – Berlin: Budrich UniPress.

Grell, P. (1998): Schärfer fernsehen – Offene und latente Inszenierungen von Geschlechtsrollenklischees in sexual-thematischen Kontexten. In: Beinziger, D. Et al.: *Im Wyberspace. Mädchen und Frauen in der Medienlandschaft.* Bielefeld, S. 259-270.

Gröning, K. (2006): Pädagogische Beratung: Konzepte und Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gröning, K.; Kunstmann, A.-C.; Neumann, C. (Hrsg.) (2014): Geschlechtersensible Beratung. Gießen: Psychosozial Verlag.

Grossmann, K. E.; Grossmann, K. (2001): Das eingeschränkte Leben. Folgen mangender und traumatischer Bindungserfahrungen. Bd. 27. Dillingen: Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung.

Grossmann, K. E.; Grossmann, K. (Hrsg.) (2003): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart: Klett-Cotta.

Grossmann, K.E.; Grossmann, K. (2005): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta.

Günther, M. (2012): Körper und Körperlichkeiten: Inszenieren, Präsentieren und Erleben. In: Liebsch, K. (Hrsg.) (2012): Jugendsoziologie: Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen. München, Oldenbourg. S.115-130.

Gugutzer, R. (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld: Transcript.

Gugutzer, R. (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, R. (Hrsg.): Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: Transcript. S. 9-53.

Habermas, J. (1969): Erkenntnis und Interesse. In: Habermas: Technik und Wissenschaft als Ideologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 146-168.

Habermas, J. (1976): Moralentwicklung und Ich-Identität. In: Habermas, J.: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hagemann-White, C. (1997): Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven. In: Hagemann-White, C.; Kavemann, B.; Ohl, D. (Hrsg.): Parteilichkeit und Solidarität. Praxiserfahrungen und Streitfragen zur Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bielefeld. S. 15-116.

Hagemann-White, C. (1998): Identität - Beruf - Geschlecht. In: Oechsle, M.; Geissler, B. (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Opladen: Leske und Budrich. S. 27-42.

Hagemann-White, C. (2003): Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Flaake, K.; King, V. (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. 4. Auflage. Weinheim – Basel – Berlin: Beltz.

Hagemann-White, C. (2010): Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalysen und Perspektiven. In: Lenz, I. (Hrsg.): Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 476-483.

Hahn, K.; Meuser, M. (2002): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz: UVK Verlag.

Haug, F. (1980): Opfer oder Täter? - Über das Verhalten von Frauen. In: Das Argument 123, S. 643-649.

Hédavári-Heller, É. (2011): Emotionen und Bindung bei Kleinkindern. Entwicklung verstehen und Störungen behandeln. Weinheim: Beltz.

Helferich, C. (1994): Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen.

Holmes, J. (2002): John Bowlby und die Bindungstheorie. 2. Auflage. München:

Ernst Reinhardt Verlag.

Honneth, A. (1992): Der Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Honneth, A. (1995): Zwischen Gerechtigkeit und affektiver Bindung. Die Familie im Brennpunkt moralischer Kontroversen. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 43 (6) S. 989-1004.

Horkheimer, M.; Adorno, Th. W. (1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Hurrelmann, K.; Quenzel, G. (1999): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 6. Auflage. Weinheim und Basel: Juventa.

Jäger, U. (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königsstein/Ts.

Jäger, U.; König, T.; Maihofer, A. (2012): Pierre Bourdieu. Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlusstein seiner Gesellschaftstheorie. In: Kahlert, H.; Weinbach, C. (Hrsg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog. Springer.

Joas, H. (1994): Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonstruktion und ihre ostmoderne Herausforderung. In: Görck, Ch. (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt. S. 109-119.

Jordan, J. V. et al. (1991): Women`s Growth in Connection. Writings from the Stone Center. New York – London.

Kaplan, L. (1984): Abschied von der Kindheit. Eine Studie über die Adoleszenz. Stuttgart: Klett-Cotta.

Kaplan, A. G.; Klein, R.; Gleason, N. (1991): Women`s Self Development in Late Adolescence. In: Jordan, J. V. et al.: Women`s Growth in Connection. Writings from the Stone Center. New York – London. S. 122-142.

Kavemann, B.; Leopold, B.; Schirmacher, G.; Hagemann-White, C. (2001): Modelle der Kooperation gegen häusliche Gewalt. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Berliner Interventionsprojektes gegen häusliche Gewalt (BIG). BMFSFJ (Hrsg.) Schriftenreihe des BMFSFJ. Band 193. Stuttgart.

Keupp, H. (2005): Die reflexive Modernisierung von Identitätskonstruktionen. Wie heute Identität geschaffen wird. In: Hafener, B. (Hrsg.): Subjektdiagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung. Schwabach/Ts: Wochenschau Verlag. S. 60-94.

King, V. (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer.

Knapp, G.-A. (1996): Traditionen – Brüche. Kritische Theorie in der feministischen Rezeption. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Hamburg. S. 113-151.

Kramer, R. T. (2002): Schulkultur und Schülerbiographien. Rekonstruktionen zur Schulkultur II. Wiesbaden: Springer.

Krais, B. (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gebauer, G.; Wulf, C. (Hrsg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus, Frankfurt a. M., S. 208-250.

Laplanche, J.; Pontalis, J.-B. (1999): Das Vokabular der Psychoanalyse. 15. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Liebsch, K. (Hrsg.) (2012): Jugendsoziologie: Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen. München: Oldenbourg.

Liebsch, K. (2006): Identität und Habitus. In: Korte, H.; Schäfers, B. (Hrsg.) :

Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: GWV Fachverlage. S. 67-84.

Luca, R. (2003): Mediensozialisation. Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe in der Adoleszenz. In: Luca, R. (Hrsg.): Medien – Sozialisation – Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis. München: kopaed Verlag. S. 39-54.

Mead, G. H. ; Morris, C. W. (Hrsg.) (1934): Mind, self and society. From the Standpoint of a Social Behaviorist. University of Chicago Press.

Mentzos, S. (2005): Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven. Frankfurt a. M.: Fischer.

Mertens, W. (1997): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Stuttgart: Kohlhammer.

Moss, E.; Cyr, C.; Bureau, J.-F.; Tarabulsy, G. M.; Dubois-Comtois, K. (2005): Stability of attachment during the preschool period. *Developmental Psychology*, 41, S. 773-783.

Mollenhauer, K. (1965): Das pädagogische Phänomen Beratung. In: Mollenhauer, K.; Müller, C. W.: Führung und Beratung in pädagogischer Sicht. Heidelberg: Quelle und Meyer. S. 25-50.

Neumann, C. (2014): Feministische Frauenberatung oder geschlechtersensible Beratung bei Gewalt im Geschlechterverhältnis?. In: Gröning, K.; Kunstmann, A.-C.; Neumann, C. (Hrsg.): Geschlechtersensible Beratung. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 293-317.

Nunner-Winkler, G. (1998): Der Mythos von den zwei Moralien. In: Horster, D. (Hrsg.): Weibliche Moral – Ein Mythos? Wiederabdruck. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 73-89.

Nussbaum, M. (2001): *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions.* Cambridge: University Press.

Oechsle, M.; Geissler, B. (Hrsg.) (1998): *Die ungleiche Gleichheit.* Opladen: Leske und Budrich.

Parin, P. (1992): *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien.* Hamburg.

Parin, P.; Parin-Mattèy, G. (1978): *Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Subjekte.* In: Parin, P. (1978): S. 112-133.

Popitz, H. (1986): *Phänomene der Macht. Autorität – Herrschaft – Gewalt – Technik.* Tübingen: Mohr.

Rauh, H.; Ziegenhain, U.; Müller, B.; Wijnroks, L. (2000): *Stability and change in infant-mother attachment in the second year of life.* In: P. M. Crittenden & A. H. Claussen (Hrsg.). *The organization of attachment relationships.* Cambridge: Cambridge University Press. S. 251-276.

Rehbein, B.; Saalman, G. (2009): *Verstehen.* UVK Verlag.

Rendtorff, Barbara (2008): *Körper- und Geschlechterbilder im Jugendalter.* In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.), *Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2.* Frankfurt a. M.. S. 1777-1785.

Rohde-Dachser, C. (1992): *Expedition in den dunklen Kontinent.* Berlin – Heidelberg: Springer Verlag.

Schäfers, B.; Scherr, A. (2005): *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien.* 8. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Scheurer-Englisch, H. (1989): Das Bild der Vertrauensbeziehung bei zehnjährigen Kindern und ihren Eltern: Bindungsbeziehungen in längsschnittlicher und aktueller Sicht. Dissertation, Universität Regensburg.

Schmidt, R.; Woltersdorf, V. (Hrsg.) (2008): Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Schroer, M. (2005): Soziologie des Körpers. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schröttle, M.; Müller, U. (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

Schröttle, M.; Ansoerge, N. (2008): Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen – eine sekundäranalytische Auswertung zur Differenzierung von Schweregraden, Mustern, Risiko- faktoren und Unterstützung nach erlebter Gewalt. Ein Forschungsprojekt des Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Enddokumentation. Berlin.

Schuster, P. ; Springer-Kremser, M. (1997): Bausteine der Psychoanalyse: Eine Einführung in die Tiefenpsychologie. Wien: Facultas Verlag.

Seiffge-Krenke, I. (2004): Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Beziehungen: Herausforderungen, Ressourcen, Risiken. Berlin – Heidelberg: Springer Verlag.

Soine, S.; Fauseit, A.; Müller, K.; Ohms, C. (2001): Anregungen zur Entwicklung eines lesbisch-feministischen Gewaltbegriffs als Grundlage für politisches Handeln. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis.

Steiner-Adair, C. (2003): Körperstrategien. Weibliche Adoleszenz und die Entwicklung von Eßstörungen. In: Flaake, K.; King, V. (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Weinheim – Basel – Berlin: Beltz Verlag. S. 240-253.

Stemmer-Lück, M. (2004): Beziehungsräume in der Sozialen Arbeit. Psychoanalytische Theorien und ihre Anwendung in der Praxis. Stuttgart: Kohlhammer.

Stövesand, S. (2007): Mit Sicherheit Sozialarbeit! Gemeinwesenarbeit als innovatives Konzept zum Abbau von Gewalt im Geschlechterverhältnis unter den Bedingungen neoliberaler Gouvernementalität. Hamburg: Lit Verlag.

Target, M.; Fonagy, P.; Shmueli-Götz, Y. (2003): Attachment representations in school-age children: The development of the Child Attachment Interview (CAI). *Journal of Child Psychotherapy*, 29 (2). S. 171- 186.

Thürmer-Rohr, C. (1983): Aus der Täuschung in der Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 8/1983, S. 11-25.

Thürmer-Rohr, C. (2010): Mittäterschaft von Frauen. Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung. In: Becker, R.; Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 88-93.

Trautner, H. M. (1991): Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Bd.: Theorien und Befunde. Göttingen.

Trotha von, T. (Hrsg.) (1997): Soziologie der Gewalt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 37, Jg. 49. S. 9-56.

Trotha von, T.; Geißer, R. (Hrsg.) (2002): Ordnungsformen der Gewalt: Reflexionen über die Grenzen von Recht und Staat an einem einsamen Ort in

Papua-Neuguinea. Siegener Beiträge zur Soziologie. Band III, Verlag Rüdiger Köppe.

Van Riehl, R. (2005): Gedanken zum Gewaltbegriff. Drei Perspektiven. Arbeitspapier Universität Hamburg – IPW, Forschungsstelle Kriege, Rüstung und Entwicklung, Nr. 5 , Jg. 2005.

Vaughn B. E.; Egeland, B.; Sroufe, L. A.; Waters, E. (1979): Individual differences in infant- mother-attachment at twelve and eighteen months: Stability and change in families under stress. *Child Development*, 50, S. 971-975.

Villa, P.-I. (1996): Spürbare Zugehörigkeiten. Klasse und Geschlecht als zweifache Positionierungen des Leibes. In: Fischer, U.-L.; Kampshoff, M.; Keil, S.; Schmitt, M. (Hrsg): *Kategorie Geschlecht?* S. 140-162.

Volkmann, A. (2004): Noch einmal: „Sind“ „die Mädchen“ „anders“? Der entwicklungspsychologische Ansatz Carol Gilligans. In: ders. *Eva, wo bist du? Die Geschlechterperspektive im Religionsunterricht am Beispiel einer Religionsbuchanalyse zu biblischen Themen.* Würzburg: Königshausen und Neumann. S. 40-50.

Waters, E. (1978): The reliability and stability of individual differences in infant-mother attachment. *Child Development*, 49, 483-494.

Wartner, U. G.; Grossmann K.; Fremmer-Bombik, E.; Suess, G. J. (1994): Attachment patterns at age six in South Germany: Predictability from infancy and implications for preschool behavior. *Child Development*, 65, S. 1014-1027.

Zander, M. (2010) : Im Schutze der Unbewusstheit. Ansätze zu einer psychologischen Fundierung des Habitusbegriffs im Werk Pierre Bourdieus. *Journal für Psychologie*. Jg 18, Ausg. 1: Politische Psychologie heute?

Zellmer, S. (2012): Kontinuität der Bindung vom Vorschulalter bis zur mittleren Kindheit. Dissertation. AV Akademiker Verlag.

Zimmermann, P.; Spangler, G.; Schieche, M.; Becker-Stoll, F. (1995): Bindung im Lebenslauf: Determinanten, Kontinuität, Konsequenzen und künftige Perspektiven. In: Spangler, G. & Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung Stuttgart: Klett-Cotta. (S. 311-332).

Internetquellen

Bundeskriminalamt (2010/2014). Polizeiliche Kriminalstatistik. **[online]**

URL:

http://www.bka.de/nn_193232/DE/Publikationen/PolizeilicheKriminalstatistik/AeltereAusgaben/aeltereAusgaben__node.html?__nnn=true [Stand: 07.07.2015]

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. **[online]**

URL: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/langfassung-studie-frauen-teil-eins.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>

[Stand: 07.07.2015]

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007):

20-jährige Frauen und Männer heute – Lebensentwürfe, Rollenbilder, Einstellungen zu Gleichstellung **[online]**

Url: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/sinus.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>

[Stand: 04.06.2015]

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2014): Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften. Eine sekundäranalytische Auswertung zur Differenzierung von Schweregraden, Mustern, Risikofaktoren und Unterstützung

nach erlebter Gewalt. **[online]**

URL: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/gewalt-paarbeziehungen.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>

[Stand: 15.07.2015]

Frauenberatungsstelle Düsseldorf [online]

URL: <http://frauenberatungsstelle.de> [Stand: 07.07.2015]

Fundamental Rights Agency [online]

URL: <http://fra.europa.eu/de/publication/2014/gewalt-gegen-frauen-eine-eu-weite-erhebung-ergebnisse-auf-einen-blick> [Stand: 04.07.2015]

Hamburger Gewaltschutzzentrum: Definition Beziehungsgewalt [online]

URL: <http://www.hamburgergewaltschutzzentrum.de/verantwortungstraining/hintergruende.aspx> [Stand: 09.03.2015]

Infostelle Dienstleistungen für das Sozialwesen: Erdheim, M.: Adoleszenz, Omnipotenz und Gewalt. [online]

URL: http://www.infostelle.ch/de/dyn_output.html?content.void=3463&SID=SID=e80d46feb2b28e191d8851ea352c1ed8

[Stand: 14.07.2015]

Journal für Psychologie: Michael Zander: Im Schutze der Unbewusstheit. Ansätze zu einer psychologischen Fundierung des Habitusbegriffs im Werk Pierre Bourdieus [online]

URL: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/171/169>

[Stand: 05.06.2015]

Online-Wörterbuch Philosophie: Eudaimonie, Zoon Politikon und Zoon Logon Echon **[online]**

URL: http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwphilosophie_main%5Bentry%5D=313&tx_gbwphilosophie_main%5Baction%5D=show&tx_gbwphilosophie_main%5Bcontroller%5D=Lexicon&cHash=8c10a28d76f7eebd9de56c47136a87e1 [Stand: 15.07.2015]

Professor Dr. Klaus Grossmann und Dr. Karin Grossmann. [online]

URL: <http://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PPS/Psychologie/Grossmann/?Publikationen> [Stand: 07.07.2015]

Ders. : Das eingeschränkte Leben- Bindungsverhalten und mütterliche Feinfühligkeit **[online]**

URL: <http://www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/mangelnde-bindung-erfahrung/> [Stand: 20.03.2015]

Projekt „StopP! Steilshoop – Stadtteile ohne Partnergewalt“ [online]

URL: <http://stop-partnergewalt.org/wordpress/stop-konkret/steilshoop/>
[Stand: 07.07.2015]

Spiegel Online. (2015): „Wirkungsvoller Protest in London. Aus für die Strandfigur-Werbung“. Artikel vom 29.04.2015 **[online]**

URL: <http://www.spiegel.de/panorama/beachbody-werbung-aus-londoner-u-bahn-verbannt-a-1031371.html> [Stand: 21.05.2015]

Weltgesundheitsorganisation (2003). Weltbericht Gewalt und Gesundheit. **[online]**

URL: http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/world_report/en/summary_ge.pdf [Stand: 07.07.2015]

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, Johanna Magdalena Hennemeyer, dass ich die vorliegende Arbeit eigenständig und nur unter Benutzung der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Alle zitierten oder sinngemäß übernommenen Textstellen sind als solche gekennzeichnet und die Zitierquellen sind vollständig angegeben.

Bielefeld, 15.07.2015